Schuldlos geopfert.

Erster Band.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

Pfründungen für Elise Freiin von Wolfersdorff in Bayreuth.

Erster Band.

Berlin 1896.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

In der Schmiede des Meister Anton Schommer brannte, trotz des Werktages, kein Feuer. Der ganze Raum war sauber gekehrt, das Handwerkszeug lag wohlgeordnet neben dem Ambos, über der Thür, die nach der Heugasse führte, war ein frisches Laubgewinde angebracht.

Der Meister hatte, gleich den Gesellen und Lehrburschen, Feierkleidung angelegt und stand erwartungsvoll unter der geschmückten Pforte, die Gasse entlang spähend, ob sich derjenige noch nicht zeige, dem die festlichen Vorbereitungen galten.

Ein Festtag war es, der im Schommerschen Hause gefeiert werden sollte, ein Tag der Freude, trotz der schweren Kriegszeiten, die nun schon länger als zwei Jahrzehnte die deutschen Gauen verheerten, mit ihrer blutigen Geißel Wohlstand, Familienglück, Ehrbarkeit und Sitte auf ungemessene Zeit hinaus zerstörend. Und wenn auch die österreichischen Lande, sowie ihre Hauptstadt, von den Greueln verschont blieben, die die umliegenden Fürstentümer erdulbeten, so lag doch auch auf ihnen der furchtbare Druck jener

Heimsuchung, deren Ende man nicht abzusehen vermochte, weil der Hader, die gegenseitige Eifersucht der Fürsten den ersehnten Frieden immer wieder von neuem hinauszuschieben drohten.

Auch das fröhliche Wien hatte seine Physiognomie verändert, Handel und Wandel lagen zufolge der ungünstigen Verhältnisse danieder, kaum wagten die Bewohner sich einen Aufwand irgend welcher Art zu gestatten. Man konnte ja nicht wissen, wie bald der Feind auch vor den Thoren der Kaiserstadt stände und für solchen Fall waren die erübrigten Goldgulden leichter zu bergen, als die fahrende Habe.

Das Handwerk nährte seinen Mann nur noch spärlich. Wer ließ noch arbeiten, wenn die Städte mehr und mehr verödeten, wer mochte am Werktische stehen, wenn ihm die Gehilfen fehlten, die, von der Werbetrommel angelockt, von der Arbeit entliefen und das ungebundene Leben im freien Felde, mit Plünderung eroberter Städte in Aussicht, dem emsigen Schaffen um kargen Lohn vorzogen.

Meister Anton Schommer hatte, wie so viele seiner Gewerksgenossen, Wechsel und Drangsale der vergangenen Jahre durchkämpfen müssen, aber sein frischer Mut war ungebeugt, sein Fleiß und seine Thatkraft unermüdet geblieben, er arbeitete rüstig weiter, wenn seine Gesellen ihm ausblieben und ließ sich durch keine Klage seiner Frau beirren.

„Sind die gegangen, kommen andere," pflegte er zu sagen, „und wer aus ehrbarem Handwerk davonläuft, um im Kriegsdienst ein zuchtlos Leben

zu führen, den holt der Böse eher ein, als ich. Hierher, Achaz," rief er seinem heranwachsenden Sohne zu, „das Feuer angeschürt und mir das Eisen gehalten. Wollen sehen, ob wir es nicht zu zweien fertig bringen, bis wieder neue kommen."

Er brauchte nicht lange zu warten. Es kamen immer wieder neue. Des Meister Anton Schmiede war in Wien weit und breit bekannt, wie seine Tüchtigkeit und Redlichkeit. Die Meisterin gar erfreute sich eines guten Leumundes. Da wurde kein Frühbrot zu knapp geschnitten, kein Maßkrug zu geringe eingeschenkt, die Not der Zeit mußten weder Gesellen, noch Lehrburschen entgelten und wer mit gar zu kümmerlichem Gewande zu ihr in das Haus kam, den stattete die wackere Frau noch von dem Vorrat ihrer Söhne aus.

So waren die Jahre dahingegangen und Zuversicht und Gottvertrauen hatten geholfen, alle Prüfungen zu überwinden. Die Not war Meister Antons Hause ferngeblieben und wenn das Handwerk auch wie früher keinen goldenen Boden hatte, so gewährte es doch wenigstens einen wohlgesicherten, obgleich davon auch vielleicht viel auf den stets zufriedenen Sinn des Ehepaares zu rechnen war. —

Die Söhne wuchsen heran, der älteste war vor nunmehr drei Jahren als blühender Jüngling auf die Wanderschaft gegangen, nachdem er in des Vaters Schmiede sein Gesellenstück abgelegt. Ihm galt die frohe Aufregung des Hauses heute; seit Tagen bereits erwartet, hatte er es die Eltern wissen lassen, daß

er in einem der Vororte Wiens einem Werkschaftsgenossen hilfreiche Hand leiste. Sei seine Arbeit dort gethan, käme er unverzüglich heim.

Der jüngere Bruder war schon gestern hinausgelaufen, sich zu überzeugen, ob denn der Achaz wirklich da sei; die Mutter hätte ihn gerne begleitet, das aber duldete der Vater nicht. Die Eltern durften nicht vor des Hauses Schwelle, um den Sohn zuerst zu begrüßen; der mußte zu ihnen kommen, so erheischte es Brauch und Sitte, wie ungeduldig auch die Elternherzen dem Langentbehrten entgegenschlugen.

Die Mutter wußte ganz genau, daß ihr Gatte heute ebenso eifrig die Minuten zähle, als sie, daß er gerade wie sie mit dem Verlangen kämpfe, auf die Straße zu eilen, als jetzt die Lehrjungen, ihren Joseph an der Spitze, mit dem Rufe in die Werkstatt gestürmt kamen: „Er kommt, er kommt, gleich ist er da.“

Aber dennoch ging der Meister seinem Sohne keinen Schritt entgegen. Hochaufgerichtet stand er neben dem Ambos, als hastig die Thür aufging und in den Schein der Sonne eine schlanke Männergestalt trat. War es die blendende Sonne? Der Mutter flimmerte es vor den Augen, sie vermochte gar nicht deutlich zu sehen, sie hörte nur, wie der Ankömmling auf den Meister zuschritt und die hergebrachten Worte des Grußes sprach: „Gelobt sei Jesus Christus! Gott schirme das Handwerk, Meister und Gesellen!“

Dann aber schien die klangreiche Stimme in das Wanken zu kommen: „Vater!“ brach es wie ein

Jubelschrei hervor, das Bündel, das der junge Wanderer getragen, flog zur Erde, der Sohn stürzte sich in die geöffneten Arme des Vaters, die ihn fest umschlossen.

Doch nur einen Augenblick gab Meister Anton seinen Empfindungen nach, dann schob er den Sohn von sich.

„Gott segne Deine Heimkehr, mein Achaz," sprach er eigentümlich stockend, fast rauh, „und — da ist die Mutter."

Die aber konnte vor lauter Schluchzen gar nicht sprechen, nur ihre Arme wieder und wieder um den Hals des Jünglings schlingen und dazu flüstern: „Mein guter Sohn, mein goldener Bub!"

Es war des Begrüßens kein Ende. Jetzt drängte sich der Bruder herzu, dann die übrigen Hausgenossen, die bisher bescheiden im Hintergrunde gestanden hatten.

Achaz schüttelte allen die Hände und folgte den Eltern in den nebenan befindlichen Wohnraum, jedoch nicht, ohne vorher mit dem großen Hammer drei mächtige Schläge auf den Ambos gethan zu haben, als Gruß des Handwerks, dem er nun von neuem vorstehen wollte.

Der Vater sah ihm schmunzelnd zu und brachte ihm selbst in hoher Steinkanne den Willkommenstrunk, die Mutter hatte für ein reichliches Festmahl gesorgt; gern hätte sie den Sohn sofort veranlaßt, seine Erlebnisse zu erzählen; während des Essens aber war es nicht üblich der Unterhaltung zu pflegen, erst als die Schüsseln geleert waren, kam das Ge-

spräch in den Gang und Achaz durfte berichten, welche Länder und Städte er auf seiner Wanderschaft gesehen.

Bis weit hinein nach Frankreich hatte ihn sein Weg geführt, dort hatte er bei verschiedenen Meistern längere Zeit gearbeitet und, wie er hinzufügte, gutes Lob erhalten.

„Ein herrlich Land, das drüben jenseits des Rheines,“ bemerkte er, „fruchtbar und gesegnet, wo man immer hintritt. Da sieht man nichts von der Kriegsfurie, die die anderen Länder verwüstet, nicht zerstampfte Felder, nicht eingeäscherte Dörfer, kein jammernd Volk, das einem in seiner Verzweiflung die Kleider vom Leibe reißen möchte, wie ich es im Elsaß, in Schwaben, in Böhmen und allerorten sonst getroffen.“

„Aber taugen thun die Franzmänner bei alledem nicht viel,“ meinte der Vater nachdenklich.

„Mag wohl sein,“ erwiderte Achaz, „und wird unter ihnen Gute und Schlimme geben. Sind mir aber immer noch lieber, als die Schweden, die ich in Böhmen und in Sachsen hausen sah, und ihr Handwerk verstehen sie, daß man staunen und von ihnen lernen kann.“

„War viel Elend wohl dort draußen, wo Du umherzogest?“ fragte die Mutter, von Mitleid bewegt.

Der Jüngling machte eine abwehrende Bewegung. „Danach wollet mich nicht fragen, Mutter,“ sprach er ernst. „Würde den Schlaf für viele Nächte von Euch scheuchen, wenn Ihr erlebt hättet, was ich

erlebte. In Breisach wurde ich von des Herzogs Bernhard Truppen mit eingeschlossen und mußte die Belagerung mit aushalten, bis es mir doch noch gelang, bei einem Ausfall zu entfliehen. Vielleicht wäre ich, wie viele andere, Hungers gestorben, wenn ich in der Festung geblieben. Ich sah, wie die Leute sich auf die verwesten Kadaver von gefallenen Pferden stürzten, wie sie die Rinde von den Bäumen schabten, Ratten und ekles Gewürm fingen, nur um etwas zum Essen zu haben. In Sachsen war es nicht viel besser; dort war kaum noch ein Feld bebaut, weil es kein Vieh zum Ackern gab. Die Banerschen hatten alles weggetrieben und was die übrig ließen, nahm streifendes Gesindel mit, das sich in Rotten zusammengethan. In Böhmen sprach man mir von Dörfern, die ich nachher nicht fand, weil kein Haus mehr davon stehen geblieben war und das Gestrüpp schon über den Trümmern wucherte. Gott schütze unser österreichisch Land, daß solche Greuel nicht bis hierher dringen!"

Meister Anton nickte: „Der Kaiser sollte Frieden schließen mit den Fremden, die nur zum Rauben hergekommen sind, dann würde es endlich wieder besser werden."

„Die Fremden sind es nicht allein, Vater, die von den deutschen Landen sich ein Stück abreißen möchten," entgegnete Achaz. „Da sind auch manche Deutsche dabei, die ihr eigenes Land größer gemacht haben wollten, oder wenigstens Geld und Gut herausschlagen möchten, gleichviel, wer es giebt."

„Magst recht haben, mein Sohn," sagte der Meister, „und während sie den langen Krieg führen, oder nutzlos mit Worten über den Frieden hadern, müssen Bürger und Bauer den letzten Heller hergeben, bis sie selbst zu Bettlern werden. Dachten wir nicht alle, mit der Schlacht, die der Kaiser bei Nördlingen gewann, wäre der Feind aufs Haupt geschlagen, aber fünf Jahre sind seitdem vergangen und keine Aussicht auf Besserung vorhanden."

Die Mutter füllte die Krüge von neuem mit schäumendem Biere. „Sage, wo Du zuletzt gearbeitet hast, Achaz," ermunterte sie, um dem Gespräche die allzu ernste Wendung zu nehmen, „und wie Du den Weg hierher machtest."

„Ich war zuletzt in Ulm," berichtete der Sohn, „dort, wo des Gallas Leute und die Piccolominischen lagen. Der fremde Prinz war auch dabei, der von Portugal gekommen. In seinem Gefolge kam ich dann her; hatte für ihn mancherlei zu thun."

„Ist das ein Welscher?" fragte der Vater.

„Nun, so ähnlich, denn sein Land gehört dem Spanier, der seine Schwester unserem Kaiser zur Frau gegeben hat. Der fürstliche Herr heißt Dom Duarte."

„Das ist ja wohl ein ganz unchristlicher Name," meinte die Hausfrau betroffen.

„O, nicht doch," lächelte der weitgereiste Sohn. „Das heißt zu deutsch ‚Herr Eduard' und einen frommeren Herrn und besseren Christen kann es gar nicht geben, als unseren gnädigen Prinzen."

„Der war gewiß gar gut zu Dir?“ fragte der Bruder neugierig.

„Und wie!“ antwortete Achaz. „Der ist zu allen Menschen gut und wo der mit seinen Soldaten in das Quartier kommt, giebt es keinen Jammer und keine Klagen. Da wird nicht geraubt und geplündert, und wenn das Elend recht groß war, da half er noch mit eigenen Mitteln aus. So sind nicht viele unter den Obersten und Generalen bei uns zu Lande.“

„Er ist jetzt hier?“ schob der Vater ein.

„Er hat mit dem Kaiser zu reden, der mit ihm gut Freund sein soll. Ich glaube, er will den Sold für sein Regiment, der schon seit einiger Zeit ausgeblieben ist.“

„Dem Kaiser wird es eben, wie allen, am Gelde fehlen,“ sagte der Meister. „Woher soll er es nehmen? Das Land ist ausgesogen.“

„Der Prinz hat oftmals schon aus seiner Tasche gegeben, wenn die Soldaten ungeduldig wurden,“ erwiderte Achaz.

„Das ist schön von ihm, aber wird er nicht, wie die anderen, endlich auch dafür etwas verlangen? Ein Fürstentum, ein Bistum oder dergleichen?“

„Ich glaube es nicht; er bekommt nicht einmal Bezahlung für die Dienste, die er dem Kaiser leistet.“

„Dann ist er freilich anders, als die übrigen,“ sprach Meister Anton. „Den möchte ich wohl einmal von Angesicht sehen.“

„Dazu kann Rat werden. Er hat mir zugesagt,

daß er in unsere Werkstatt kommen würde, weil er so zufrieden mit mir war. Er will sich einen Brustharnisch bei Euch machen lassen, Vater."

„Der soll ein Prachtstück werden, darauf gebe ich mein Wort," rief der Meister eifrig.

Die Mahlzeit war beendet. Der Hausvater sprach das Dankgebet, dann zerstreute sich der kleine Kreis. Die Gesellen hatten zur Feier des Tages zwei Stunden frei, die Mutter begab sich in die Küche, mit Hilfe der alten Magd das gebrauchte Gerät zu reinigen, Joseph eilte hinaus, seinen Spielkameraden von der Heimkehr des Bruders zu erzählen; Vater und Sohn blieben allein.

„Erlaubt Ihr, Vater, daß ich heute jemand besuche?" brach Achaz das entstandene Schweigen.

Der Meister lächelte. „Jemand?" wiederholte er. „Da braucht es wohl nicht der Frage, wer der Jemand ist; und weit wird der Weg auch nicht sein, den Du zu gehen vorhast. Wird etwa nur bis zur nächsten Hausthür sein."

In des Sohnes gebräuntes Antlitz stieg eine leichte Röte; offen jedoch erwiderte er den Blick des Vaters.

„Recht geraten," sagte er heiter. „In das Nachbarhaus möchte ich schauen, fragen, wie es den alten Koscielskis geht."

„Nur den alten?" scherzte der Meister. „Wenn es sonsten nichts ist, da kann ich Dir sagen, daß er nach wie vor seine Kupferplatten sticht, ohne daß man weiß, an wen er sie verkauft, und daß seine

Frau, trotz der bösen Zeiten, einen Rock trägt, der mit Perlen besetzt ist."

„Und was weiter?" warf Achaz hin. „Er mag ja einen guten Verdienst haben."

„Kann sein und wollen hoffen, daß es so ist," antwortete Meister Anton kurz.

„Haltet Ihr nicht mehr gute Nachbarschaft miteinander, wie früher?" forschte Achaz.

„Wir sehen uns nicht häufig, weil ein jeder mit sich selbst zu thun hat; auch mag die Mutter nicht mit der Koscielskin Umgang pflegen."

Achaz erwiderte nichts. Der Vater klopfte ihn auf die Schulter. „Du denkst an die Marcella jetzt, mit der Du in unserem Garten so oft spieltest," sprach er. „Kann Dir's nicht verübeln, ist ein wunderschönes Mägdlein geworden, daß alt und jung ihr auf der Straße nachschauen."

„O, sie war damals schon so lieb und hold, wie ein Engel," murmelte Achaz vor sich hin.

„Und Ihr sahet Euch schon gern, als Du fortgingst," ergänzte der Vater.

„Ob sie noch mein gedenkt?" fragte Achaz träumerisch.

„Wird wohl so sein, denn sie kam häufig forschen, wie es Dir da draußen in der Fremde erginge."

Achaz ergriff des Vaters Arm. „Und wenn ich Euch nun bäte, Vater, liebwerter Vater —"

„Um was, mein thörichter Bub? Daß Du sie uns als Tochter bringen dürftest? Ja, da mußt Du doch erst wissen, ob sie Dich zum Eheherrn mag."

„O, sie wird mich mögen, wenn sie die Gleiche blieb."

„Das ist nicht sicher. Die Koscielskis wollen schon lange hoch hinaus, auch die Marcella trägt den Kopf gar stolz, seit ihr Bruder kaiserlicher Hauptmann ist."

„Mit ihm kam ich von Ulm; er dient in des Prinzen Regimente und steht hoch in Gnaden bei ihm."

„Weiß er, daß Du an seine Schwester denkst?"

„Er weiß es und will mir jeden Beistand leisten."

Des Alten Züge klärten sich etwas. „Nun denn, so versuche Dein Heil, wenn Du nicht anders kannst, doch gehe vorher noch zur Mutter."

Achaz zog sich in seine Schlafkammer zurück, sein Reisegewand mit einem festlicheren Kleide zu vertauschen, ehe er zu der im stillen Geliebten käme. Als er zum Ausgange bereit war, trat ihm die Mutter entgegen, die ihre häusliche Arbeit beendet hatte.

„Der Vater sagt mir, Du wollest zu den Koscielskis hinüber," redete sie ihn an. „Die Marcella war heut schon in aller Frühe da, nach Dir zu fragen, und ob Du nicht bald kämest."

„So hat der Vater Euch auch mitgeteilt, daß ich —" er stockte verwirrt.

„Nun ja, und daß er, was an ihm ist, nichts dagegen hat," erwiderte die Mutter.

„Aber Ihr, Ihr," drängte der Jüngling, „sagt Ihr auch, liebe Mutter, daß Ihr die Marcella gern habt, daß Ihr sie zur Tochter mögt. Ohne Eure Billigung will ich kein Weib wählen."

Frau Renata zögerte. „Die Marcella ist mir schon recht," sagte sie, „wenn's mir auch lieber wäre, Du brächtest mir ein einfach Bürgermädchen, als so ein halbes Böhmerkind, des Vater immer prahlt, er dürfe ein adlig Wappen führen, und des Mutter ein hoffärtig Weib ist, das goldene Hauben und einen Sammetrock trägt."

„Aber, Mutter, auf den Rock und auf die Haube kommt es doch nicht an, wenn die Marcella mich gern hat."

„Nein, aber auf ihre Eltern, und ob Du denen gut genug bist."

„Ein Waffenschmied ist ebenso fürnehm, als ein Kupferstecher und der Vater hat mehr an Habe, als die Koscielskis."

„Wohl wahr," meinte die Mutter bedenklich, „wo nehmen sie denn aber den Aufwand her? Ihr Haus ist reicher ausgerüstet, als das unsere."

„Der Alte wird eben fleißig arbeiten."

Frau Renata schüttelte den Kopf. „Ich meine nicht, daß der viel arbeitet; der kratzt Wochen und Monde an der gleichen Platte, wie ich des öfteren gesehen habe."

„Mutter, Ihr werdet doch nicht denken, daß er auf unredliche Weise sein Brot verdiene?" rief Achaz betroffen.

„Ich denke nichts, mein Sohn, denn es ist schwere Sünde, dem Nächsten mit Verdacht zu nahen. Nur warnen will ich Dich, nicht vorschnell Dir Dein vermeintlich Glück zu holen. Erst sieh und sprich die

Marcella, sieh und sprich ihre Eltern, ehe Du ein bindend Wort giebst, und hast Du die Gewißheit, daß sie es allein ist, die Dir zur Hausfrau taugen mag, so kannst Du sie getrost zu uns führen. Der Vater und ich werden Dir nicht hindernd sein. Wir wissen, es kann nichts Schlechtes sein, was der Achaz uns bringt."

Der Jüngling küßte ehrerbietig und bewegt das zu ihm emporgewendete Mutterangesicht, dann schritt er in den Garten hinab, durch dessen Lindengang man zu einer Pforte kam, die das Besitztum des Nachbars mit dem des Waffenschmieds verband.

Die Reden der Mutter waren nicht eindruckslos an ihm verhallt und wohl geeignet, einen Schatten in den Sonnenglanz seiner Hoffnungen zu werfen. Der Eltern Wort und Meinung war ihm, seit er denken konnte, Gesetz gewesen; sie konnten ohne Grund nicht über die Nachbarn urteilen, wie er es heute von ihnen gehört hatte.

Wie, wenn der alte Böhme wirklich ein dunkles Gewerbe trieb, das ihm die Mittel zu seinem und der Familie Aufwand verschaffte? Und ob die Seinen darum wußten, damit einverstanden waren? Aber das war ja nicht möglich. Der Leonhard, Marcellas älterer Bruder, galt in Achaz' Augen als das Vorbild eines Ehrenmannes; er hatte ihn im Lager des Prinzen von Braganza nach Jahren der Trennung wiedergesehen und trotz des Unterschiedes ihrer beiderseitigen Lebensstellungen, hatte die alte Kinderfreundschaft sich von neuem befestigt. Leonhard wußte um

des Jugendgespielen Liebe zu seiner Schwester und billigte sie. Der Zustimmung seiner Eltern war er freilich nicht sicher, doch hatte er Achaz versprochen, seinen Einfluß bei der Mutter aufzubieten, falls die Wünsche der Liebenden auf Schwierigkeiten stießen.

Die Pforte war erreicht; das Herz des Jünglings begann unwillkürlich höher zu schlagen, als er den Riegel öffnete. Dort drüben zwischen den Bäumen schimmerte ein hellfarbiges Kleid; das war Marcella, die, obgleich die Sonne noch hoch stand, ihre Blumen begoß.

Ob sie es ahnte, daß Achaz zu seinem ersten Besuche den Weg durch den Garten nehmen würde? Er war sich nicht ganz klar darüber, denn sie schien ihn nicht zu gewahren. Eifrig goß sie ihre Pflanzen weiter, ohne den Schritt des Nahenden zu beachten.

Die Blicke des jungen Mannes weilten mit Entzücken auf der anmutigen Gestalt. Das feine Köpfchen war ihm abgewandt, nur eine Fülle goldblonder Flechten konnte er unterscheiden, um die der Sonnenschein eine strahlende Glorie wob. —

Aber jetzt hielt er sich auch nicht länger; mit drei raschen Schritten hatte er die holdselige Gärtnerin erreicht.

„Gott grüße Euch, Jungfrau,“ sprach er mit bebender Stimme.

Sie erhob das rosige Antlitz zu ihm. „Achaz, Ihr seid es; wie Ihr mich erschreckt!“ sagte sie befangen.

Er glaubte an den Schrecken nicht ganz, aber auch ihm fehlten, wie es meist in solchen Fällen zu

gehen pflegt, die rechten Worte, die so überreich aus dem pochenden Herzen quellen und dennoch den Weg zu den Lippen nicht zu finden vermögen.

„Marcella, ich bin heute heimgekommen," stammelte er, „und ich — ich wollte Euch fragen —"

„Wie es meinen Eltern ergeht," fiel sie schnell gefaßt ihm in das Wort. „Der Vater ist wohlauf und arbeitet viel, die Mutter war im Winter krank, jetzt aber geht es besser."

Sie hatte überhastend, in steigender Verwirrung den Bericht gegeben, die Augen des einstigen Gespielen ruhten gar so ausdrucksvoll auf ihr; sie erkannte wohl, daß er nicht gekommen, nach der Eltern Ergehen zu fragen.

„Und Euch," sprach er, „und Euch, Marcella? „Wie stand es um Euch in den langen drei Jahren, seit ich Euch nicht sah?"

„Ich war immer wohlauf," erwiderte sie zögernd.

„Und habt zuweilen mein gedacht? Zuweilen der Worte Euch erinnert, die ich zu Euch sprach, als wir hier, fast an der gleichen Stelle, Abschied nahmen?"

„O, so oft, so oft," murmelte sie.

Er war so kühn, ihre herabhängende Hand zu ergreifen.

„Ich sagte damals, als Ihr weintet," sprach er, „ich komme wieder, wenn ich draußen etwas Rechtes gelernt habe und wenn ich Dir dann noch recht bin, werden wir Mann und Frau. Jetzt bin ich hier und habe in den fremden Ländern an nichts, als Dich gedacht, Marcella; willst Du, wie ich, so gehe

ich zur Stunde noch zu Deinen Eltern und sage ihnen, wie es mit uns beiden steht."

Sie hatte ihre Hand langsam aus der seinen gezogen und war einen Schritt zurückgetreten. „Aber, Achaz, so schnell," entgegnete sie, „wir kennen uns kaum wieder. Was werden der Vater und die Mutter denken?"

„Ich weiß, ich hätte warten sollen," fuhr Achaz feurig fort, „aber ich kann es nicht. Kennen wir uns nicht von unser beider Kindheit her? Weiß ich nicht, wie so gar lieb ich Dich mein ganzes Leben hindurch gehabt? Und wie ich Dich vorhin stehen sah, schöner, viel schöner noch geworden, als Du damals warst, da kam es über mich, ich mußte Dich fragen, jetzt gleich, ob Du mich noch magst."

„Ja, ich mag Dich," sprach Marcella leise, „aber die Eltern?"

Er hörte nur die ersten Worte, er hatte von neuem ihre Hände erfaßt und versuchte die Geliebte an sich zu ziehen; sie entwich ihm abermals, und er wußte, daß er nicht weiter gehen dürfe. War es doch schon genug, daß sie das Wort erneuerte, welches sie ihm vor drei Jahren im Schmerze des Abschieds unter den blühenden Bäumen des Gartens gegeben. Er hatte das seine treu gehalten und durfte klaren Blickes ihr in die Augen schauen. Jetzt hatte er die selige Gewißheit, daß auch sie die Gleiche geblieben, der Widerstand der Eltern war zu besiegen, wenn sie nur fest zu einander hielten — was fehlte ihm zu seinem Glücke noch nach dieser Stunde?

Zweites Kapitel.

Die furchtbare Heimsuchung der deutschen Lande, die stets von neuem auftauchende Gefahr für Krone und Reich ließen Kaiser Ferdinand III. ernstlicher als je den Frieden wünschen. In schwerer Zeit hatte er die Regierung angetreten; das Erbe seines Vaters war ein durch zahllose Feindesscharen verwüstetes Reich, erschöpfte Kassen und die Zwietracht aller deutschen Stämme gewesen. Ihm sollte jetzt die fast unlösbare Aufgabe zufallen, die erregten Gemüter zu versöhnen, die Fremden, die in raubsüchtiger Absicht in Deutschland eingebrochen, zu verjagen und den auf Jahrzehnte hinaus zerstörten Wohlstand seiner Unterthanen wieder herzustellen.

Zu Nürnberg hatte man mit der Berufung eines Kurfürstentages den Anfang der Friedensverhandlungen gemacht, doch die Beratungen waren erfolglos geblieben, weil zunächst keiner der geladenen fünf Kurfürsten persönlich erschienen war und ihre Abgesandten sich in keiner Weise über die schwebenden Fragen zu einigen vermochten.

Man stritt um Worte, bestand auf vermeintlichen Rechten, man kam jedoch zu keiner Entscheidung, wie der Frieden herbeizuführen und der Reichsfeind zu vertreiben sei, obgleich außer Schweden und Franzosen noch von türkischer Seite her dem Lande ernstliche Gefahr drohte.

Der Kaiser beschloß daher, die Fürsten und Stände nach Regensburg zu entbieten und in eigener Person den dortigen Reichstag zu eröffnen. Die Dringlichkeit der Verhältnisse, die eigene Not zwangen ihn dazu.

Ferdinand III. war niemals kriegerisch gesinnt gewesen. Ehrgeiz und Ruhmesdrang hatten ihn noch während der Regierung seines Vaters veranlaßt, den Oberbefehl des Heeres übernehmen zu wollen, und als ihm dies nach Wallensteins Tode endlich gelungen war, behielt er ihn nur kurze Zeit. Die Eroberung von Regensburg, den Sieg von Nördlingen schrieb man seinem Feldherrntalente zu, doch wissen Zeitgenossen zu berichten, daß er während der Kämpfe in seinem Zelte Messe hörte oder betete und die Heeresführung Gallas, Karl von Lothringen, Johann vom Werth und Eduard von Braganza überließ.

Später begleitete er das Heer nur noch in vereinzelten Fällen und ordnete die Unternehmungen der Truppen aus der Ferne an, was freilich nicht immer zum Vorteile der ersteren ausschlug.

Wohl hätte der Krieg ein rascheres und vielleicht für Deutschland rühmlicheres Ende genommen, wenn Ferdinand nur einen Teil der Begabung des

großen Schwedenkönigs besessen, der seines Vaters mächtigster Gegner gewesen, doch unter den krieg-führenden Fürsten war nicht ein einziger, dem mit dem kriegerischen Geiste zugleich der weitausschauende Blick des Herrschers zu eigen gewesen wäre, der die zukünftigen Ereignisse seinem Willen unterthan zu machen weiß und dessen ganzes Sein der großen Sache sich zu opfern vermag.

Ferdinand war bei aller Begabung und aller Pflichttreue nicht der Mann, ein weites, innerlich zerfleischtes Reich zu regieren, noch weniger, es wieder zu der einstigen Höhe zu erheben. Es fehlte ihm vor allem an frischer Thatkraft und an der Festigkeit des Charakters, auf dem einmal als gut und recht Erkannten mit unbeugsamem Willen zu bestehen.

Seine Entschlüsse, zuweilen von der besten Absicht eingegeben, waren sehr häufig unter den Überredungskünsten seiner Umgebung wandelbar, sein Wahlspruch „Allezeit fromm und gerecht" wurde nicht immer mit gleicher Strenge aufrecht erhalten. Vielleicht glaubte er in wichtigen Entscheidungen sich der Verantwortung überhoben, wenn er dem Willen anderer nachgab, auf die die Schuld des verursachten Unheils dann fallen durfte. Es war dies ein Grundsatz, den er von seinen einstigen Erziehern angenommen hatte und der in vielen Fällen die ursprüngliche Rechtlichkeit seines Charakters beeinträchtigte. —

Der Kaiser stand im Jahre 1640 in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre. Schon im Jahre 1625 hatte er die böhmische Königskrone, 1627 die von

Ungarn empfangen. Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg, 1636, hatte sein Vater, trotz der Schwierigkeiten, welche ihm England und Frankreich bereiteten, seine Wahl zum römischen Könige durchgesetzt und ein Jahr später war ihm die dornenvollste seiner Kronen, die des Deutschen Reiches, zugefallen.

Es gehörte einiger Mut dazu, in so verhängnisvoller Zeit das Erbe Ferdinands II. anzutreten, der während seiner achtzehnjährigen Regierung niemals die Segnungen des Friedens gekannt hatte und nur die fast religiöse Überzeugung, daß er berufen sei, das Amt des Vermittlers zwischen den streitenden Parteien auszuüben, konnte Ferdinand III. seine Herrscherpflicht erleichtern. Diese Frömmigkeit, welche ihm über die drückendsten Stunden seines Lebens hinweghalf, war bei dem Kaiser frei von jeder Heuchelei, wie sie es in gleichem Maße bei seinem Vater gewesen. Beide Monarchen hielten sich für die Erwählten Gottes, der arg bedrängten katholischen Kirche Schutz und Schirm zu sein. Sie fühlten sich der Hort ihres Glaubens, den die neue Lehre zu erschüttern suchte und den unwandelbar zu behaupten, kein Mittel, kein Opfer gescheut werden dürfe.

Hatte doch Ferdinand II. einst, als er im Gebete vor dem Christusbilde lag, die Worte des Erlösers zu vernehmen geglaubt: „Ferdinand, Du hast begonnen, fahre fort, ich verlasse Dich nie“, und aus diesem Zuruf neuen Mut zum Widerstande gegen seine Feinde geschöpft.

Ferdinands III. mehr auf das Praktische gerichteter Sinn wäre vielleicht für dergleichen fromme Selbsttäuschungen weniger empfänglich gewesen, aber gefahrvoller noch, als diese, wurden ihm die zeitweiligen Einflüsterungen seiner jesuitischen Beichtväter, die auch er mitunter für göttliche Eingebungen hielt, weil sie dazu dienten, die Stürme seiner Seele zu beschwichtigen.

Neben diesen geistlichen Beratern war es sein einstiger Oberhofmeister und jetziger erster Minister, Graf Maximilian Trautmannstorff, der des Monarchen vollstes Vertrauen besaß und dessen Ratschlägen, dessen Ansichten er sich häufig anstandslos unterordnete.

Graf Trautmannstorff war bereits von Ferdinand II. zu wichtigen diplomatischen Aufträgen verwendet worden, deren er sich meist mit ebensoviel Geschick, als Erfolg entledigte. Die Liga mit Maximilian von Bayern, der Pirnaische Vertrag, das Zustandekommen des Prager Friedens war sein Werk und wohl geeignet, sein Ansehen bei seinen Gebietern zu heben, seinen Einfluß zu einem unbeschränkten zu machen.

Seine politischen Bestrebungen galten, gleich denen des Kaisers, der endlichen Herbeiführung des Friedens, und mit der spanischen Partei am Hofe lag er deshalb in geheimer Fehde, was ihn jedoch nicht hinderte, von Philipp IV. den Orden des goldenen Vließes und eine jährliche Pension von zweitausend Dukaten anzunehmen.

Der König von Spanien wünschte die Fortsetzung des Krieges, um Frankreich beschäftigt zu wissen, dessen Eroberungsgelüste seinem eigenen Lande Schaden drohten, der Kaiser von Deutschland strebte die Beendigung des Krieges an, — so arbeiteten die beiden Herrscher im stillen gegeneinander, um bei dem nächsten Anlasse sich dennoch wieder zu wechselseitigen Dienstleistungen bereit zu finden.

Gegenwärtig war es freilich Deutschland, das der Dienste dringender bedurfte, als Spanien, und die Unterredung, die Ferdinand mit seinem Minister wenige Tage vor seiner Abreise hatte, galt dem Zwecke, die Hilfe Spaniens ohne zu große Zugeständnisse von neuem zu erlangen.

„Und Ihr mögt sagen, was Ihr wollt," unterbrach der Kaiser ungeduldig die Worte des Ministers, „es bleibt mir keine andere Ausflucht, als meinen Schwager zu ersuchen, uns die fehlenden Gelder vorzustrecken. Unsere Kassen sind erschöpft; kommt der Friede nicht zu stande, ist keine Möglichkeit vorhanden, den Krieg weiterzuführen, weil wir kein Heer erhalten können."

„Eure Kaiserliche Majestät beliebt die Dinge zu schwarz anzusehen," erwiderte Graf Trautmannstorff. „Noch ist es vielleicht zu umgehen, dieses Auskunftsmittel zu ergreifen. Der Reichstag tritt in kurzem zusammen, die Stände werden um der Dringlichkeit der Sache willen nicht säumen, die erforderlichen Gelder zu bewilligen."

„Der Reichstag ist berufen," sprach der Kaiser,

„aber es vergeht Tag um Tag und Woche um Woche, ohne daß uns die Gewißheit wird, daß die Kurfürsten dieses Mal dabei in Person erscheinen werden, und dies ist unerläßlich, um überhaupt eine Einigung zu erzielen. Die Eilboten, die gestern anlangten, berichten, daß noch nicht einmal die Abgesandten der geladenen Fürsten vollzählig beisammen sind. Sie geben vor, der Geldmangel, der sich allerorten fühlbar mache, sei schuld daran. Die Kurfürsten scheuten die Kosten der Reise; der eine hätte den Feind schon im Lande, der andere sei des Einfalls täglich gewärtig. Es ist nicht anzunehmen, daß mit solchen Gesinnungen uns die begehrten Hilfsgelder bewilligt werden."

„Die Freigebigkeit Seiner Majestät von Spanien war stets eine große," bemerkte der Minister, „doch ist es fraglich, ob die Höhe der augenblicklich nötigen Summen nicht ein Hindernis auch hierfür bilden würde."

Ferdinand blickte zweifelnd auf. „Sagt in Kürze, wieviel wir brauchen," gebot er.

Graf Trautmannstorff zog einige Papiere aus einer Mappe, die er in der Hand hielt und legte sie auf den Tisch vor seinen Gebieter.

„Ich habe zunächst einen Brief Seiner Kaiserlichen Hoheit, des Erzherzogs Leopold Wilhelm, mitzuteilen, der mir aus dem Lager von Saalfeld schreibt," berichtete er. „Das Heer, das dort dem Banerschen gegenüberliegt, leidet empfindlichen Mangel. Artillerie und Magazine sind in schlechtestem Zustande,

desgleichen die Kleidung des gemeinen Mannes. Der Erzherzog fürchtet das Auseinandergehen der Truppen, wenn ihm nicht geholfen wird, und die Folgen hiervon seien unabsehbar, weil es den Schweden bereits gelungen ist, mit dem französischen Heere zusammenzustoßen."

Der Kaiser nickte. „Ich weiß es wohl; die Mannschaften haben seit Monden keinen Sold erhalten. Mein Bruder schreibt es mir, die Unterstützung, die ich ihm zukommen ließ, erwiese sich als ungenügend."

„Die Truppenwerbungen in den Ländern der Kurfürsten sollen von neuem aufgenommen werden," fuhr der Graf fort. „Es müßten hierzu allein dreihunderttausend Gulden festgesetzt werden."

„Und weiter?" fragte der Kaiser, als der Minister innehielt.

„Es bleiben dann noch die Forderungen für außergewöhnliche Ausgaben übrig, wie sie die jetzigen Zeiten mit sich bringen, mit dem vorigen zusammen nahezu eine Million."

„So lasset es bei dem, was ich zuvor sagte," entgegnete der Kaiser kurz. „Nur mein Schwager vermag zu helfen, wie er es schon oft gethan."

„Seine Majestät gab im Jahre 1637 fünfhunderttausend Gulden," sprach Graf Trautmannstorff mit Nachdruck.

„Ich weiß es nur zu gut," erwiderte Ferdinand. „Im nächstfolgenden Jahre sandte er zweihundertvierunddreißigtausend, und im vergangenen fünf-

hundertsechsundvierzigtausend. Was habt Ihr einzuwenden, daß es in diesem Jahre abermals geschehen soll?“

„Ich wage unterthänigst Eurer Kaiserlichen Majestät Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß ein zu großer Einfluß, der dem spanischen Reiche durch solche Dienste eingeräumt wird, verderbenbringend für das deutsche Land werden könnte,“ sagte der Minister offen.

„Es sei unsere Sorge, uns davor zu schützen; außerdem bin ich zu jeglichem Gegendienste bereit. Ich habe die Truppenwerbungen der Spanier in allen meinen Erbländern gestattet und zum Beistande in den Niederlanden ein Armeekorps entsandt, wiewohl wir alle Truppen zur Abwehr des Feindes brauchen würden.“

„Graf Castaneda scheint sich mit diesen Zugeständnissen nicht begnügen zu wollen, wie mir seine jüngsten Äußerungen verrieten.“

„Ihr seid dem Gesandten feind, daher Eure Besorgnis. Wann hätte ich jemals seinen Vorschlägen nachgegeben, wenn es sich nicht mit des Reiches Wohl vereinte?“

„Mein Kaiserlicher Herr ist zu scharfsichtig, die eigennützige Absicht nicht sofort zu erkennen,“ sagte Graf Trautmannstorff, „doch hat die große Nachgiebigkeit des Gesandten in Angelegenheiten des Geldes offenbar den geheimen Zweck, das Deutsche Reich in Abhängigkeit von Spaniens politischen Plänen zu erhalten.“

„Jetzt seid Ihr es, der zu schwarz sieht," entgegnete der Kaiser.

„Eure Majestät gestattete mir huldvoll meine Meinung auszusprechen. Ich erachte es als meine Pflicht, es auch in dieser Stunde zu thun."

„So gebt einen besseren Rat, wenn Ihr einen solchen wisset, dieser drückenden Geldnot abzuhelfen. Die Zeit drängt. Bis diese zähen und eigenwilligen Stände auf dem Reichstage mir ihre Hilfe gewährt haben, können unsere Armeen Hungers gestorben sein."

Der Minister verneigte sich. „Eurer Kaiserlichen Majestät Wille ist erstes Gesetz," erwiderte er gelassen. „So darf ich nur noch um die Gnade nachsuchen, mit dem Grafen Castaneda in dieser Sache nicht persönlich verhandeln zu dürfen."

„Nicht von nöten. Ich kenne einen anderen Anwalt, der sie besser führen wird."

Auch Graf Trautmannstorff kannte ihn. Es war des Kaisers Gemahlin, Maria Anna, Schwester Philipps IV., die nur zu gerne bei den Entschließungen des Herrschers ihre Stimme zur Geltung brachte. Sie war das Haupt der spanischen Partei am österreichischen Hofe und vertrat auf das eifrigste die Interessen ihres Bruders, mit welchem eine lebhafte Zuneigung sie verband.

Auch sie wünschte in seinem Sinne gegen den Frieden zu wirken und es war dies der Grund der kaum noch verhehlten Feindschaft zwischen dem spanischen Gesandten, Grafen Castaneda, und Trautmannstorff, welche noch im Laufe des nämlichen Jahres

einen Höhegrad erreichte, um die Abberufung des ersteren notwendig zu machen.

Im Einvernehmen mit der Kaiserin hatte Castaneda manches bei dem Kaiser erreicht, was Trautmannstorff nicht zu billigen vermochte und der Minister fürchtete weitere Zugeständnisse an die spanische Politik, wenn abermals von jener Seite Rettung in der gegenwärtigen Not nachgesucht werden sollte.

„Was habt Ihr noch zu melden?“ fragte der Kaiser nach einer Pause.

„Prinz Eduard von Braganza ist gestern eingetroffen und ersucht um eine Audienz,“ sprach der Minister.

Ferdinands verdüstertes Antlitz begann sich etwas zu erhellen. „Ah, Dom Duarte,“ rief er aus, „mein Zeltgenosse von Nördlingen her. Ich hoffe, daß er mir der Überbringer guter Botschaft ist. Was führt ihn her?“

„Er hat kein besonderes Anliegen geäußert; vielleicht will er Bericht über die Belagerung von Chemnitz erstatten.“

„Die er mit Sieg und Ehren durchgeführt. Er möge kommen, sobald er kann; ich freue mich des Wiedersehens mit ihm. Doch sagt mir eins noch, ehe Ihr zu ihm geht. Mir kam ein Schriftstück von ihm unlängst zur Hand, in welchem er sich nicht mehr, wie bisher, Prinz von Braganza, sondern von Portugal nannte. Graf Castaneda verlangte Aufklärung von mir darüber.“

Trautmannstorff zuckte die Achseln. „Es ist mir unerfindlich, weshalb der Gesandte daran Anteil nimmt,“ erwiderte er frostig. „Es kann ihm von geringem Werte sein, wie Dom Duarte, Eurer Kaiserlichen Majestät General, sich nennt.“

„Das ist es nicht. Dom Duarte, behauptet er, hat kein Recht, sich den Namen eines Landes beizulegen, welches nicht ihm, sondern dem Könige von Spanien gehört.“

„Als freies Reich mit angestammten und verbrieften Rechten, die Spaniens Krone niemals eingehalten. Vielleicht kommt es den Portugiesen in den Sinn, von ihrem mit Unlust getragenem Joche sich freizumachen.“

„Und wer sollte dann der Herr ihres Landes werden?“ warf Ferdinand ein.

„Dom Duartes ältester Bruder Joao ist der nächste Thronprätendent; das Haus Braganza hat seine Ansprüche niemals aufgegeben.“

„Es wäre eine Thorheit, sie in diesem Augenblicke weiter zu verfolgen,“ sprach der Kaiser gedankenvoll. „Dennoch scheint man in Spanien argwöhnisch zu sein.“

Graf Trautmannstorff schwieg. Seine ungewöhnlich häßlichen, aber sehr ausdrucksvollen Züge verrieten seine Gedanken nicht. Auch ihm war eine Kunde über die beginnende Gärung in Portugal zugekommen; aus Haß gegen den spanischen Gesandten zog er es vor, darüber Stillschweigen zu bewahren.

Der Kaiser setzte das Gespräch nicht fort; etwas zurückhaltender, als sonst, erteilte er dem Minister seine Entlassung, was dieser kaum zu bemerken schien. Er wußte, daß er seinem Gebieter unentbehrlich war, ob ihre Meinungen auch, wie heute, zuweilen auseinandergingen. Die letzte Entscheidung blieb ihm dennoch immer vorbehalten, wie stark der Einfluß auch sein mochte, der von der spanischen Hofpartei aus ihm zu schaden suchte.

Auf der großen Treppe, die in die unteren Räume führte, kam ihm, begleitet von zwei reichgekleideten Pagen, ein blonder hochgewachsener Mann entgegen.

„Ihr noch hier, Graf," rief der Ankömmling, ihn freundlich begrüßend. „Welche Botschaft bringt Ihr mir von Seiner Majestät? Ist er geneigt, mich heute noch zu empfangen?"

„Seine Kaiserliche Majestät ist erfreut, Eure Hoheit wiederzusehen und erwartet Euch zur Stunde," antwortete Graf Trautmannstorff, sich ehrerbietig verneigend.

„So will ich hoffen, mein Anliegen schnell erledigen zu können, um sobald als möglich zu meinem Regimente zurückzukehren."

„Beliebt Eure Hoheit nicht wenigstens einige Tage hier zu verweilen?" fragte der Minister. „Der Eifer für die Sache unseres Kaiserlichen Herrn reißt Euch, mein Prinz, zu immer neuen Thaten fort; man wird dereinst unter den Helden dieses Krieges den Namen ‚Dom Duarte' stets mit Auszeichnung nennen."

Prinz Eduard von Braganza, oder, wie er sich gewöhnlich nannte, Dom Duarte, bewegte leise abwehrend das Haupt. „Wäre es mir gegeben, der guten Sache, der ich diene, nur ein wenig zu nützen, ich fühlte mich belohnt,“ erwiderte er, „doch leider bleibt zu oft nur das Gelingen unserer Thaten hinter dem Wollen zurück. Auch jetzt giebt es für den Erzherzog und mich nichts zu thun, als Baner ein weiteres Vorrücken zu wehren, weil wir nicht gerüstet sind, ihm eine Schlacht zu bieten. Doch dies sind Dinge, die ich mit dem Kaiser erörtern will. Gehabt Euch wohl, Graf, ich sehe Euch noch, bevor ich abreise.“

„Ich wäre hocherfreut, wenn Eure Hoheit mir die Gnade erweisen wollte, morgen abend ein kleines Fest mit Dero Gegenwart zu ehren, das ich in meinem Hause zu geben vorhabe.“

„Wie, gebt Ihr Feste noch in so bedrängter Zeit?“ scherzte der Prinz. „Dann muß es mit Euren Finanzen nicht gar so schlecht bestellt sein, als mit unseren.“

Auch der Minister lächelte. „Ein harmlos Zusammenkommen mit Freunden und Anverwandten,“ entgegnete er. „Die Jugend will nicht gern um dieses langen Krieges willen ihre besten Jahre vertrauern. Drum lassen wir sie mitunter in meinem Garten einen Tanz machen, während wir Männer droben in ernsten Gesprächen uns ergehen.“

„So ist es recht und jedem zu seinem Genügen verholfen,“ sagte Dom Duarte. „Es wäre unbillig

von mir, wollte ich solcher Aufforderung nicht folgen. Dank Euch, Graf Trautmannstorff, ich bin der ersten einer unter Euren Gästen, verlasset Euch darauf."

Er lüftete den breitrandigen Federhut und eilte die letzten Stufen der Treppe hinan, sich bei dem Kaiser melden zu lassen.

Dom Duarte, Prinz von Braganza, war im Jahre 1634 in das kaiserliche Heer getreten. Ihn hatte nicht Habgier, noch Ehrsucht getrieben, an diesem Kriege teilzunehmen, er strebte nicht, wie Bernhard von Weimar, danach, sich aus eroberten Ländern ein eigenes Fürstentum zu gründen, noch, wie die übrigen Heerführer, mit geraubtem Golde sich die Taschen zu füllen. Es war auch kein persönlicher Haß gegen einen der Reichsfeinde, der ihn bestimmte, die Waffen zu ergreifen, — es war der ungestüme Drang eines für alles Gute, alles Hohe glühenden Herzens, der ihn aus seiner Heimat hinwegführte, in die Kämpfe sich zu stürzen, in denen es sich, wie er meinte, um das heiligste, das höchste Gut der Menschheit, die Religion, handelte.

Wie man in verflossenen Jahrhunderten hinauszog, die Anhänger des Islam zu bekämpfen, die man „Ungläubige" nannte, so glaubte auch Duarte ein verdienstlich Werk zu thun, die Bekenner einer neuen Lehre unterdrücken zu helfen, welche seine eigene Kirche als Irrtum und Ketzerei verdammte. Einem ähnlich schwärmerischen Impulse war einst einer seiner Vorfahren, Sebastian, gefolgt, um zum Unheil seines Landes ihm zum Opfer zu fallen. Feuriger

Glaubenseifer, Thatenlust und schrankenlose Hingabe an die erwählte Sache hatten auch damals sich versint, ein reiches, hoffnungsvolles Leben in die Bahn des Verderbens zu stoßen.

Duarte hatte bald erkannt, daß der in Deutschland geführte Krieg nicht der Religion galt, die den äußeren Anlaß dazu geliefert, daß vielmehr die eigensüchtigsten Interessen, die kleinlichsten Beweggründe dazu dienten, ihm jene Ausdehnung zu geben, die fast alle Staaten Europas in Mitleidenschaft zog. Achtungsvolle Freundschaft für den Kaiser, Wohlwollen für die ihm untergeordneten Truppen, für die er unermüdlich sorgte, Familienverhältnisse, die es ihm wünschenswert machten, augenblicklich nicht in seinem Vaterlande zu sein, hielten ihn in der Fremde fest und bewogen ihn, die übernommenen Pflichten weiter zu erfüllen.

Ferdinand II. war ihm stets wohlgesinnt gewesen, schon weil Dom Duarte nie etwas für sich erbat, sondern ihm in uneigennützigster Weise, ohne jegliche Entschädigung diente. Sein Empfang war daher auch heute ein ungewöhnlich gnädiger.

Der Kaiser hatte sich bei seinem Eintritte von seinem Sessel erhoben und war ihm einige Schritte entgegengegangen. „Kommt Ihr, Euch meinen Dank für die Eroberung von Chemnitz zu holen, die Ihr so glänzend durchgeführt?“ redete er ihn an. „Ihr thatet recht, hierherzukommen, der Anblick eines Freundesangesichtes, wie das Eure, ist Labsal in so ernster Zeit.“

Duarte hatte sich tief über die dargereichte Hand geneigt. „Nicht einen Dank zu holen, einen solchen auszusprechen kam ich her," erwiderte er. „Auf meinem Wege nach Wien erreichte mich die Ordre Eurer Majestät, die mich zum General ernannte."

„Kann ich die Truppen einem bessern Generale vertrauen, als Euch?" lächelte der Kaiser. „Noch immer habt Ihr sie mit Ehren und Erfolg geführt und die Soldaten heißen Euch, wie mir mein Bruder meldete, ihren ‚Helfer in allen Nöten'."

Ein Leuchten überflog des Prinzen männlich schönes Angesicht. „Es ist ein Name, den ich gern annehme, wiewohl ihn mein Verdienst mir nicht verschaffte," sprach er. „Der Soldat, der treulich seine Pflicht gethan, hat auch ein Anrecht auf des Führers Sorge."

„Ihr sprechet wahr, und gut wäre es, wenn außer Euch noch viele so dächten, aber die Mehrzahl meiner Generale und Obersten sorgt allein für sich und überläßt es dem gemeinen Manne, wie er sich verpflegt und unterkommt. Dazu bestürmt man mich mit unaufhörlichen Klagen um den rückständigen Sold, den ich aus den leeren Kriegskassen nicht schöpfen kann. Gesteht es, Prinz, auch Ihr kamet mit dem gleichen Anliegen her, Ihr werdet mir sofort mitteilen, daß auch Euren Regimentern die Löhnung seit langem fehlte."

„Ich bin zu meinem Schmerze gezwungen, Eurer Majestät Sorgen in dieser Hinsicht zu vermehren," antwortete Duarte, „ja, es verhält sich so. Die

Löhnung ist seit mehreren Monden ausgeblieben und die Soldaten verlangen dringend danach."

„Ich durfte es erwarten," sagte Ferdinand. „Geld, immer Geld ist die Losung aller, die zu mir kommen. Soeben war der Trautmannstorff bei mir und wies mir nach, welche Summen notwendig sind, um die Truppen zu befriedigen und den Krieg fortzusetzen. Wir konnten uns nicht über die Mittel einigen, sie herbeizuschaffen. Und während er mir eine seiner großen Ziffern nach der anderen zeigte, mußte ich mich erinnern, daß ich nicht einmal soviel besitze, um meinen Hofhalt zu bestreiten."

Dom Duarte dachte einige Sekunden nach. „Mich hatte der Graf bereits darauf vorbereitet, daß ich nicht sogleich auf die Erfüllung meiner Bitte für meine Soldaten zählen dürfe, doch wollen Eure Kaiserliche Majestät sich deshalb der Gedanken entschlagen. Ich habe unlängst eine Anweisung meines Bruders auf unsere Bankhäuser in Hamburg und Venedig erhalten und beide sind groß genug, um es mir zu ermöglichen, die mir unterstellten Regimenter auf einige Monate zu befriedigen."

„Das wolltet Ihr, Prinz?" rief der Kaiser überrascht. „Aber werdet Ihr das Geld nicht selbst brauchen?"

„Nicht so dringend, um Eurer Majestät diesen kleinen Dienst nicht anbieten zu können," erwiderte Dom Duarte. „Das Haus Braganza ist mit Glücksgütern reich genug bedacht, diese Gelder entbehren zu mögen."

„Neidenswertes Haus,“ sagte Ferdinand mit melancholischem Ausdrucke. „Es ist jedoch kein kleiner Dienst, wie Ihr ihn bezeichnet, den Ihr mir leistet, und ich behalte mir es vor, ihn gebührend zu entgelten.“

„Die Gnade und Güte Eurer Majestät ist mir Lohnes genug,“ sprach der Prinz. „Möchte ich nie das Unglück haben, die eine oder die andere zu verscherzen!“

„O, das wird nie geschehen,“ entgegnete der Kaiser warm. „Ihr wisset es, wie wert Ihr mir geworden, und daß ich Euer Freund bin. — Doch nun berichtet mir, wie es im Felde Euch ergangen und welches Eure weiteren Pläne sind.“

Dom Duarte stattete seine Meldungen ab und entwarf eine ausführliche Schilderung der letzten Kriegsthaten. Das Gespräch wurde in italienischer Sprache geführt, deren sich der Kaiser mit Vorliebe bediente. Beide Fürsten gehörten zu den Unterrichtetsten ihrer Zeit. Wie der Kaiser, so beherrschte auch der Prinz von Braganza mit Leichtigkeit sechs Sprachen und beide brachten jedem Zweige der Wissenschaft das regste Interesse entgegen. Es war dies ein Grund mehr, ihre Sympathie für einander zu erhöhen, auch wenn Ferdinand sich nicht für viele opferwillig dargebrachte Dienste Dom Duarte verpflichtet gefühlt hätte.

„Es wird, so fürchte ich, während dieses Sommers zu keiner entscheidenden Schlacht mehr kommen,“ schloß der Prinz seinen Bericht. „Der

Erzherzog liegt mit seinen Truppen noch bei Saalfeld, Baner gegenüber, ist aber nicht stark genug, ihn anzugreifen. Baner soll versuchen, das Lager auszuhungern, findet jedoch für seine Leute ebenfalls nicht genügenden Unterhalt und wird genötigt sein, die Werra entlang zu ziehen."

„Ah, in das Land unserer erbitterten Feindin, der Hessin," fiel der Kaiser lebhaft ein. „Nun, mir soll es recht sein, wenn sie erfährt, wie die Kriegsnot thut."

„Die Landgräfin hat bereits einen reitenden Boten an den Grafen Piccolomini abgesandt, dieser Gefahr vorzubeugen, indem sie sich zum Frieden geneigt erklärt," versetzte Duarte.

„Das ist nur List und Weibertrug, um unsere Armeen zu hindern, in ihr Land einzufallen," bemerkte Ferdinand. „Ich kenne Amalia Elisabeth. Nein, Piccolomini rückt weiter und wird sich mit meinem Bruder Leopold Wilhelm so schnell als möglich vereinigen. Kommt es zum Kampfe, möge es in den Landen der Hessin sein."

„Ich bin der Meinung Eurer Majestät und werde mit meinen Regimentern in Kürze wieder zu der Hauptarmee stoßen," erklärte Duarte. „Mein Aufenthalt in Wien darf nur wenige Tage dauern."

„Und in diesen Tagen seid Ihr, so häufig es angeht, in der Hofburg Gast," sprach Ferdinand, seinen Arm in den des Prinzen legend. „Jetzt kommt mit mir; ich will Euch meine neue Fasanerie zeigen, um über freundlicheren Dingen den leidigen Krieg ein wenig zu vergessen."

Einige Minuten später sah man die beiden hohen Gestalten in den Gängen des Gartens lustwandeln. Die Wolken von der Stirn des Monarchen waren geschwunden, während er heiter mit seinem Gaste plauderte, der so lebendig zu erzählen, so bereitwillig auf die Pläne einzugehen wußte, die er ihm entwickelte.

Duarte war fast in gleichem Alter mit dem Kaiser, und wenn man beide, wie jetzt, nebeneinander sah, hätte man ihn für den Deutschen, Ferdinand für den Südländer gehalten. Der portugiesische Prinz war weiß und rosig, von blondem Haar und blauen Augen, Ferdinand III. glich mit seinen scharfgeschnittenen Zügen, seiner dunklen Gesichtsfarbe, seinen lebhaften Augen unter hochgeschwungenen Brauen seinen spanischen Vorfahren. Manche Äußerlichkeiten seines Wesens erinnerten an seinen Ohm Maximilian von Bayern, dessen Energie und geistige Bedeutung ihm jedoch nicht verliehen war.

Dom Duartes Feuergeist versuchte zuweilen in andere Bahnen ihn mit sich zu drängen, als die von seinen Beratern vorgezeichneten es waren, und fast schien es, als sollte er mit diesem Bestreben Erfolg haben. Sein Einfluß bei dem Monarchen war im Wachsen, und er war Ferdinand in unwandelbarer Treue ergeben, — von keiner Seite schien ein Schatten denkbar, dieses Einvernehmen zu trüben.

Drittes Kapitel.

Der Prinz von Braganza kehrte erst nach mehrstündigem Verweilen im Schlosse in seine Wohnung zurück, wo ihn seine Diener und sein Sekretär Joao Paolo Seraphim erwarteten.

„War Leonhard schon hier?“ fragte er, während er sein höfisches Kleid gegen ein leichteres Gewand umtauschen ließ.

„Der Herr Hauptmann war bereits hier und kommt wohl sogleich wieder,“ berichtete der Kammerdiener. „Wenn ich mich nicht täusche, höre ich ihn im Vorsaal.“

„Rufe ihn herein, Gonçalvo,“ gebot Dom Duarte, „ich möchte mit ihm sprechen.“

Joao Gonçalvo enteilte, um gleich darauf mit dem Erwarteten zurückzukehren.

Leonhard Koscielski diente in dem Regimente „Schwarze Bande“, welches Dom Duarte im Jahre 1639 nach dem Tode des bisherigen Führers, Balthasar Marradas, erhalten, und war in verhältnismäßig kurzer Zeit dem Prinzen besonders lieb und wert geworden.

„Da bist Du endlich,“ rief er ihm auch heute erfreut zu. „Ich ließ Dich lange harren, doch war es nicht meine Schuld. Der Kaiser hatte mir soviel zu sagen und dann mußte ich auch noch der Kaiserin meine Ehrfurcht bezeigen, wiewohl ich dies mit Widerstreben that.“

„Mit Widerstreben, Fürstliche Gnaden?“ fragte der junge Hauptmann erstaunt. „Und dennoch gilt die Kaiserin Maria Anna für eine ebenso schöne, als huldvolle Dame.“

„Mag sein,“ erwiderte Duarte. „Ich sehe in ihr eben nur die Schwester des Königs von Spanien und ich fühle es deutlich, daß ich ihrer vielgerühmten Huld mich nie erfreuen werde.“

„O, das ist Täuschung, mein gnädiger Herr,“ versicherte Leonhard. „Wer sollte Eurer Hoheit nicht geneigt sein?“

„Glaubst Du, daß ich keine Feinde habe?“ entgegnete Duarte scherzend.

„Ja, das glaube ich,“ sagte Leonhard voll Überzeugung.

Des Prinzen Antlitz verschattete sich. „Schmeichler Du, dem ich dennoch gerne Glauben schenken möchte,“ erwiderte er. „Wer aber hat nicht Gegner, ob mit, ob ohne eigene Schuld? Und gingest Du nach Madrid, hättest Du am Hofe Philipps sie mit leichter Mühe zu finden, ja, der König selbst möchte nicht ungern mich und mein ganzes Haus vertilgt sehen.“

„Weil der König fürchtet, es werde dem er=

lauchten Hause von Braganza gelingen, ihm das Reich zu entreißen, das seine Voreltern unrechtmäßig sich aneigneten."

Dom Duarte blickte gedankenvoll vor sich hin. „Es ist nicht leicht, für ein so kleines Land, wie Portugal, den Kampf mit dem mächtigeren Nachbarn aufzunehmen," sprach er, wie zu sich selbst.

„Und doch hoffe ich es noch zu erleben, Eure Hoheit auf dem Throne Eurer Ahnen zu sehen," rief Leonhard.

„Mich?" wiederholte Duarte. „Mein Bruder Joao hat die näheren Ansprüche, auch besitzt er schon zwei Söhne, die ihm folgen würden, gelangte je die Krone wieder an ihn. Aber wird dies jemals geschehen? Als ich vor nunmehr zwei Jahren Urlaub nach Lissabon nahm, wußte man dort von solchen Plänen nichts, auch hätte ich meinem Bruder abgeraten, sich voreilig in ein derartig Unternehmen zu stürzen, ehe er des Erfolges gewiß sein könnte."

„Eure Hoheit hätte Dero erlauchtem Bruder mit Eurer Tapferkeit, Eurer Kriegserfahrung vielmehr beistehen sollen," sagte der junge Offizier feurig.

„Nein, Leonhard. Mein Bruder hat andere Berater, als mich, zumeist seine Gemahlin, die Herzogin Luiza, die mir gleichfalls nicht gewogen ist und dazu beitrug, daß ich mein Vaterland verließ."

Die letzten Worte waren in einer gewissen Erregung gesprochen; Leonhard wagte nicht weiter zu fragen; er hatte aus einigen Äußerungen seines Generals schon früher entnommen, daß Duarte in

seiner Schwägerin keine Freundin besitze, doch war ihm der Grund ihres Übelwollens unbekannt.

„Lasse uns von anderem reden,“ fuhr der Prinz fort. „Erzähle mir, wie Du die Deinen fandest und ob sich für die schöne Schwester, deren Du in soviel Liebe gedenkst, noch kein Freier eingestellt hat.“

„Ich danke Eurer Hoheit die gnädige Nachfrage,“ antwortete Leonhard. „Die Eltern beide fand ich wohlauf und für die Marcella kam der Freier gleichzeitig mit uns nach Wien, obschon es fraglich ist, daß er als solcher den Meinen recht ist.“

„So, so? Wer ist es denn, der der schönen Marcella Herz gewonnen?“

„Es ist der Waffenschmied Achaz Schommer, der in dem Gefolge Eurer Fürstlichen Gnaden die letzte Strecke zurücklegte.“

„Ah, der,“ sprach Dom Duarte. „Ein hübscher Bursch und wackerer Gesell, in allem wohl geschickt, was er für uns ausführte. Da hat die Schwester eine gute Wahl getroffen, zu der man ihr Glück wünschen darf.“

„Noch ist es nicht bis zum Glückwünschen gelangt,“ entgegnete Leonhard Koscielski, „denn meine Eltern gaben ihre Zustimmung bisher nicht.“

„Ist ihnen der Bewerber zu geringe? Wollen sie mit ihrer Tochter höher hinaus?“

„Vielleicht, Hoheit. Oftmals vermißt der Eltern Stolz sich, besseres zu begehren, als das Geschick es zu fügen scheint.“

„Doch die Jungfrau selbst?" forschte der Prinz. „Und Du?"

„Der Achaz ist als Nachbarssohn mit mir und der Marcella aufgewachsen und uns beiden wie ein Bruder von je gewesen. Mir wäre er als Schwager recht und lieb; ich wüßte in so ungewisser Zeit meine Schwester in treuen Händen und werde auch die Eltern zu vermögen suchen, als Sohn ihn aufzunehmen. Ob aber meine Schwester die Festigkeit haben wird, für ihn auszuharren, wenn der Eltern Widerstand ein ernstlicher werden sollte, weiß ich nicht."

„Trägt sie ihr Köpflein auch so hoch, weil alle Leute ihre Schönheit preisen?" fragte lächelnd Dom Duarte. „Es ist Mädchenart und nimmt ein Ende, wenn der Rechte gekommen ist."

„Dann wollte ich, daß Achaz der Rechte wäre," meinte Leonhard. „Ich liebe meine Schwester; darum bange ich auch zuweilen für sie. Ihr Herz ist gut, ihr Sinn leicht, so werden ihr die Stürme im Leben nicht erspart bleiben."

„Sie hat die Eltern ja noch, die mit Sorgsamkeit sie überwachen werden."

Leonhard erwiderte nichts.

Duarte blickte den jüngeren Freund prüfend an.

„Und von Dir selbst und Deiner Liebeshoffnung sagst Du nichts?" begann er nach einem kurzen Stillschweigen von neuem. „Sahest Du Andrea schon und darfst Du für Deinen Anteil besserer Zuversicht sein, als Dein Jugendgesell?"

Die Augen Leonhards strahlten auf. „Ich sah

sie bereits an der Thür ihres Gartens," antwortete er, „und wir sind in den Monden der Trennung uns vielleicht noch teurer geworden."

„Giebt es auch hier starre Elternherzen zu überwinden, die sich dem Glücke ihrer Kinder entgegenstellen?" fragte der Prinz. „Wie ich mich erinnere, deutetest Du es einmal an."

„Der Vater Andreas ist von altadeligem Geschlecht. Es ist begreiflich, daß er einen Eidam gleicher Abkunft vorzöge, statt des bürgerlichen Kupferstechers Sohn."

„Du sagtest mir, daß Deine Vorfahren ritterbürtig waren."

„So weiß ich aus des Vaters Reden, aber die Belege fehlen mir dafür."

„Und meinst Du, Deinem Glücke näher zu sein, wenn Du ein Wappen führen dürftest?"

„Fast möchte ich es glauben, gnädiger Herr. Ein Name und ein Titel gelten viel in dieser Welt, sonderlich, wenn es eine Werbung betrifft."

„Ein Name und ein Titel, Leonhard?" entgegnete Duarte. „Nicht Manneswert und Mannestugend, nicht die Bürgschaft reiner Liebe?"

„Es sollten wohl die letzteren die ersten überwiegen," sagte Leonhard, „doch strebt nicht jeder einzige danach, sein Los, wie das seiner Kinder, zu verbessern, sei es an Rang oder äußeren Gütern? Und ist der Abstand ein besonders großer, der zwischen dem Bewerber und der Erwählten herrscht, so wird es immer Überwindung kosten, bis er sein Ziel erreicht."

„Du magst recht haben, wenn ich die Vorurteile auch nie in so hohem Maße begriffen, die einen Stand von dem anderen trennen."

„Eure Fürstliche Gnaden steht eben auf einer Höhe, die alles andere Euch zu Füßen klein erscheinen läßt. Ein Sproß aus königlichem Stamme achtet es nicht, wie die Wiesenhalme in der Tiefe ihre Häupter emporrecken, eines das andere zu überragen."

Dom Duarte lächelte. „Vielleicht ward mir die Erfahrung nur erspart, daß es im Eichenwalde nicht anders bestellt sei, wie auf den Wiesen, weil ich, fern von der Welt, auf meines Vaters Schlosse lebend, keinen Anlaß hatte, meine Augen zu hoch zu erheben. Ich richtete sie auf das, was mein nicht werden konnte, aus anderem Grunde, als der von Dir angeführte ist."

Er blickte in Gedanken verloren in die Ferne. Leonhard betrachtete ihn voll Teilnahme. Duarte war über seine persönlichen Verhältnisse nicht zur Mitteilung geneigt, so wenig, wie er über den eigentlichen Grund sprach, der ihn veranlaßt hatte, sein Vaterland für lange, ungewisse Jahre aufzugeben.

„Haben Eure Hoheit noch Befehle für mich?" fragte er endlich.

„Für heute nicht mehr," sprach der Prinz. „Du magst morgen früh zur gewohnten Stunde Dich melden und am Abend mich zu Trautmannstorff begleiten, der mich zu seinem Feste eingeladen hat. Zuvor will ich noch unseren Waffenschmied aufsuchen, mir seine Ar-

beiten anzusehen. Wird Deine Andrea bei dem Minister sein?"

„Ich glaube es wohl, Hoheit. Ihr Vater steht als kaiserlicher Rat mit dem Minister in häufiger Beziehung, ist auch bei vielen Gelegenheiten Gast an seiner Tafel."

„Wie wäre es da, wenn ich bei dem Grafen zum Verräter an Euch würde?" sagte Dom Duarte heiter. „Der Kaiser versprach mir heute einen Gegendienst für verschiedene Hilfe, die ich ihm leistete. Ich lasse ihn durch Trautmannstorff erinnern, Dein vergeblich gesuchtes Wappenschild an das Tageslicht zu fördern und Du bist dann dem Liebchen gleich an Rang und Stand."

„O, mein gnädigster Herr, verstehe ich Euch recht," rief Leonhard zweifelnd aus.

„Ich hätte nicht übel Lust dazu," erwiderte der Prinz. „Ist es so leicht, zwei junge Menschenherzen glücklich zu machen, soll man es niemals unterlassen. Das Glück ist ein gar seltener Gast auf Erden und wird nicht heimisch in der Welt."

„O, die Welt ist herrlich, die Welt ist schön," sprach, unterdrückten Jubels voll, der junge Hauptmann.

„Weil sie Dir zur Stunde ein lachend Antlitz zeigt, Du mein Sturmvogel, der auf den Schwingen seiner Liebe geradeswegs in den Himmel zu fliegen meint. Nimm Dich in acht, gar manchem ward bei solchem Aufschwingen der Flügel gebrochen, daß er ihn nicht weiter regen konnte."

Leonhard küßte des Prinzen Hand. „Nein,

nein, ich baue auf meinen guten Stern, auf Eurer Hoheit Gnade, auf Andreas Liebe."

„So lasse uns hoffen, daß keiner dieser drei Bürgen je Dir mangele und nun gehe heim zu den Deinen, die sicherlich mit den kurzen Stunden geizen, die Du ihnen nur schenken kannst."

Leonhard Koscielski hatte das Gemach verlassen. Der Prinz nahm die während seiner Abwesenheit eingegangenen Briefe und Berichte zur Hand, sie sorgsam durchzugehen. Aber seine Gedanken waren heute nicht dabei, sie flatterten hinweg über Berge, Thäler und Meere in weite Fernen, bis sie vor einem Schlosse Halt machten, das in der Einsamkeit seiner blühenden Gärten in träumerischer Ruhe lag. Das war Villa Viçosa, der längstverstorbenen Eltern Haus, in welchem er seiner Kindheit, seiner ersten Jugend sorglos fröhliche Tage verlebt.

Er sah sich, ein lachendes Kind, mit den Brüdern durch die weiten Baumgänge eilen, er sah die hoheitsvolle Gestalt der Mutter vor sich, den ernsten Vater mit dem Schmerzenszug um den gütigen Mund, der selbst seiner Kinder Zärtlichkeit nicht wich. Dom Theodosio konnte es nicht vergessen, daß sein Bestreben mißlungen, den Thron seiner Väter wiederzugewinnen, und er trug die Enttäuschung als ewig brennende Wunde im tiefsten Herzen bis an seinen Tod.

Was fragten jene spielenden Knaben nach solchen Schmerzen? Was war ihnen die versagte Krone, deren Bedeutung ihr Kindersinn nicht kannte? Der Himmel über ihnen strahlte wolkenlos herab, die

Sonne warf ihren goldenen Schein auf Feld und Fluren, die Blumen dufteten und blühten. Vorüber, vorüber! Die Jahre eilen dahin, die Kindheit ist entschwunden, Dom Theodosio ruht in seiner Marmorgruft von den Bitternissen des Lebens aus, die drei Knaben sind zu Jünglingen herangewachsen, Dom Joao, der älteste, ist still und ernst, langsam erwägend, zaghaft in Entschlüssen; er läßt sich willig von dem hochbegabten jüngeren Duarte leiten, den er bewundert, wie ihn alle bewundern, mit denen er in Berührung kommt.

Duarte ist der schönste auch der Brüder; die Dichter feiern ihn in enthusiastischen Gesängen, sie nennen ihn „die Lust der Augen", die Krone der Jugend, Manoel da Veiga Tagarro widmet ihm sein Hauptwerk „Laura de Anfriso". Duarte pflegt, wie das Waffenspiel, mit Vorliebe die schönen Künste; er steht mit den bedeutendsten Männern Portugals in regem Verkehre und in stillen Stunden wirft er selbst manchen poetischen Gedanken auf das Papier, der von mehr als gewöhnlichem Talente zeugt. *)

Der sinnende Mann in dem Gemache des Wiener Hauses streicht sich mit der Hand über die hohe Stirn, als wolle er die Bilder voller Lust und Wehe zurückdrängen, die vor ihm aufsteigen.

Es ist wieder Frühling, die Rosen blühen in verschwenderischer Fülle, die Luft ist schwer von ihrem Dufte, der sich so schmeichelnd an die Sinne legt,

---

*) Unter dem Namen seines Sekretärs, Joao Battista de Leon, erschien in Mailand eine Ausgabe seiner Gedichte.

dem kosenden Hauche gleich, der von den Lippen der Geliebten kommt.

Duarte wandert durch die blütenprangenden Hecken dahin, an seiner Seite geht ein stolzes, schönes Weib, Doña Luiza, die Tochter des Herzogs von Medina-Sidonia. Er bricht, dem Winke ihrer Hand gehorchend, ihr die Rosen und reicht sie ihr dar, aber während er mit ihr Rede und Antwort wechselt, fliegen seine Blicke zu der lieblichen Begleiterin der Fürstentochter, und die braunen, schwermütigen Augen, die die seinen finden, senken sich erschrocken, wie auf einem Unrecht betroffen.

Und bald suchen des Jünglings Blicke neben der gebietenden Erscheinung der Prinzessin nur noch jenes süße, blasse Gesicht und bald finden auch die Lippen einen Ausdruck für das, was die Augen längst verraten. Sie sehen sich täglich, jetzt in dem Palaste des Herzogs von Medina-Sidonia, dann bei den Lustbarkeiten in den Häusern der anderen Großen zu Lissabon.

Der Herzog wünscht die Verbindung seiner Tochter mit einem der Prinzen von Braganza, und Doña Luizas Herz hat, trotz des Abratens ihres Vaters, den jüngeren erwählt. Duarte weiß die Vorzüge einer so glänzenden Heirat zu würdigen, aber er zögert, das bindende Wort auszusprechen, denn seine Gedanken weilen bei Maria de Lara, dem Hoffräulein der Prinzessin.

Er sucht häufiger, als je, die Gesellschaft Luizas und sie nimmt seine Huldigungen mit innerer Glück-

seligkeit hin. Ihrem Stolze liegt der Argwohn fern, es könnte ein anderer Grund, als seine Anbetung ihrer eigenen Person, Duarte so oft in ihre Nähe führen.

Es ist ein schwüler Abend im Mai, Doña Luiza hat ihren Vater auf einem Ausritte begleitet, zum ersten Male trifft Duarte Maria allein, als er in des Herzogs Garten die Rückkehr desselben erwartet. Das heißersehnte Glück, sie ohne Zeugen sich nahe zu wissen, läßt ihn jede Vorsicht vergessen. Er liegt zu ihren Füßen, wirre Geständnisse stammelnd, und sie lauscht mit verklärten Augen den berauschenden Worten.

Sie hören nicht, daß durch den Baumgang ihnen zur Seite Schritte sich nahen, des Jünglings Arm umschlingt die zarte Gestalt der Geliebten und wonnebebend, weltverloren sinkt sie an seine Brust.

Da rauscht es neben ihnen wie von seidenen Gewändern, ein Ausruf des Unwillens, des Zornes läßt sie auseinanderschrecken; vor ihnen steht, bleichen Angesichtes, funkelnden Auges die Prinzessin.

„Maria de Lara," spricht eine Stimme, die jeden Klang eingebüßt zu haben scheint, „ich hätte von Euch nicht vermutet, was ich zur Stunde sehen mußte. Gehet augenblicks auf Euer Zimmer, das Ihr nicht früher verlassen werdet, als bis ich es Euch gestatte. — Prinz," wendet sie sich an Dom Duarte, „Ihr begehrtet meinen Vater zu sprechen. Wollet Euch zu ihm begeben, wenn dies noch Euer Vorsatz ist."

Sie schritt hinweg, ohne das betroffene Paar

noch eines Blickes zu würdigen, Duarte wagte Maria nicht zu folgen, noch an Doña Luiza ein Wort zu richten; ihm sagte eine innere Stimme, daß die stolze Fürstin diese Stunde ihm niemals verzeihen würde.

Drei Tage später war Luiza die verlobte Braut Dom Joaos von Braganza; erhobenen Hauptes trat sie ihrem neuen Schwager gegenüber und keine Miene ihres kalten, schönen Angesichtes verriet, daß sie um ihn gelitten.

Maria de Lara kehrte nach kurzer Verbannung an ihren Hof zurück; es war, als wolle Luiza durch äußerste Gleichgültigkeit gegen das Geschehene jede Regung ihrer früheren Gefühle verleugnen.

Aber sie hatte ohne die Beständigkeit der Liebenden gerechnet, deren im stillen weitergepflegte Hoffnungen ihr stets von neuem Pein bereiteten. Es konnte ihr nicht entgehen, daß Duarte und Maria ihre Beziehungen fortsetzten und bald war es an dem neugegründeten Hofe Dom Joaos kein Geheimnis mehr, daß Duarte ein Ehebündnis mit Maria de Lara beabsichtige.

Auch Joao war dieses Gerücht zu Ohren gekommen, er forderte von seinem Bruder Rechenschaft, und Duarte legte ein offenes Bekenntnis ab.

Ein landloser Prinz glaubte er, ohne seine Zukunft zu gefährden, seiner Neigung folgen zu dürfen.

Joao ließ sich von der Leidenschaftlichkeit seines Bruders bestimmen, doch gewohnt, jede Sache reiflich zu überlegen, verlangte er Bedenkzeit, bevor

er als Haupt des Hauses Braganza sein Jawort zu der Vermählung gäbe. Er teilte das Vernommene seiner Gemahlin mit und damit war das Geschick Duartes entschieden.

„Ihr werdet in diese Verbindung niemals willigen, mein Gemahl,“ hatte die Herzogin strenge erwidert. „Es thut nicht not, um des Überwallens unüberlegter Jugend willen die größeren Vorteile aufzugeben, die Eurem Bruder winken. Mein Vater sagte mir, daß der Graf von Olivarez seine Tochter dem Prinzen zu vermählen wünsche. Fragt Euch, bevor Ihr weichherzig nachgebt, was Euer Haus dabei gewinnen könne, wenn Spaniens allmächtiger Minister Euer Blutsfreund wird. Der Name Braganza ist in Madrid ungern gehört; ist Graf Olivarez auf Eurer Seite, kann er leicht zu Euren Gunsten wirken, Euch dem Könige versöhnen. Für Maria habe ich längst einen Gatten ausgewählt, sie möge nicht so vermessen sein, ihre Augen höher zu erheben, als ihre Herkunft es ihr gestattet.“

Die Gründe seiner Gemahlin waren für Joao überzeugend und die Trennung der Liebenden wurde beschlossen. Zwischen Duarte und seiner Schwägerin herrschte seit diesem Ereignisse offene Feindseligkeit, die Dom Joaos vermittelnde Worte vergebens zu mildern suchten.

Doña Luiza vermochte es nicht zu überwinden, daß ein ihrer Meinung nach tief unter ihr stehendes Wesen ihre Siegerin geblieben, und ihr Stolz litt unsäglich bei dem Gedanken, daß er ihre Neigung

erraten haben könne, der sie so wenig zu würdigen gewußt. Zu dem Hasse gekränkter Liebe gesellte sich jedoch noch in ihr die Eifersucht auf den unverkennbaren Einfluß, den Duarte bei dem älteren Bruder besaß.

Joao unternahm nicht gerne etwas, das der Prinz nicht billigte; er erkannte die hervorragende Bedeutung des letzteren gern und willig an, ja, oftmals ließ er sich gegen seinen Vorsatz von dem stürmischen Duarte zu wichtigen Entschließungen fortreißen.

Doña Luizas Herrschsucht fand daher nicht immer bei ihrem Gemahle ein genügendes Entgegenkommen; sie wünschte ihre Ratschläge, ihren Willen dem des Einstgeliebten vorangesetzt zu sehen und mißgönnte endlich Duarte sogar die innige Liebe, die beide Brüder seit der Kindheit Tagen miteinander verbunden hatte.

Das Verhältnis zwischen ihr und dem Prinzen wurde gespannter, Duarte sah die Unmöglichkeit, länger am Hofe zu bleiben und in ihm reifte der Entschluß, in fremde Kriegsdienste zu gehen. Graf Olivarez hatte seinen Plan in betreff seiner Tochter aufgegeben, Maria de Lara hatte sich in ein Kloster zurückgezogen und siechte langsam dahin.

In der Einsamkeit ihres jetzigen Lebens strömte sie ihren Schmerz in poetischen Klagen aus. „Die Leiden Inez de Castros“ war der Titel eines Werkes, das nach ihrer Trennung von Duarte entstand und in welchem sie die Enttäuschungen ihres eigenen Herzens wiederspiegelte.

Die Bande, welche Duarte an die Heimat fesselten, erschienen gelockert; in Kämpfen für eine große und heilige Sache wollte er das Vergessen suchen, welches ihm sein thatenloses Leben am Hofe seines Bruders nicht gewährte. Wie einst sein Vater hinauszog, die Ungläubigen zu bekriegen, wollte er in das ferne Deutschland ziehen.

Er bot dem Kaiser seine Dienste an, die bereitwillig angenommen wurden. Nur von einer geringen Anzahl Getreuer begleitet, begab er sich nach Wien, wo Ferdinand II. ihn freundlich empfing. Jetzt diente er fast sieben Jahre in dem deutschen Heere, ein pflichttreuer unermüdlicher Kämpfer, ein gütiger Vorgesetzter, ein schonender Sieger. Noch war die Zeit nicht abzusehen, wann er das Schwert aus der Hand legen würde, das er für den fremden Herrscher führte.

Einmal schon hatte er die Absicht gehabt, aus dem Kriegsdienste zu scheiden, die Freundschaft und Ergebenheit für den jungen Kaiser hatten ihn bewogen, nach kurzem Verweilen in seinem Vaterlande auf seinen Platz zurückzukehren, wenn auch die Begeisterung entflohen war, die ihn bei seinem Eintritte in das Heer anfänglich beseelte.

Ist es des Menschen unabwendbar Los, dem trugvollen Wahne das heißeste Erglühen des Herzens, den freudigsten Aufschwung seiner Seele darzubringen, sich opfern zu wollen, wo des Opfers Lohn Enttäuschung ist? Ernüchterten Blickes sah auch er jetzt in das Treiben um ihn her und war geneigt, den heimgesuchten Völkern den Frieden zu wünschen, der

auch ihm die Rückkehr ermöglichte. Vielleicht bedurfte sein Land dereinst seines starken Armes, vielleicht ward ihm die hohe Aufgabe zu teil, dort helfend, erlösend zu wirken, ein unterdrücktes Volk der Freiheit entgegenzuführen. —

Duarte zuckt empor — wohin sind seine Gedanken geraten? Er schüttelt, unwillig über sich selbst, den Kopf, die Traumgebilde zu verscheuchen, die ihn unablässig verfolgen, — mit raschem Entschlusse nimmt er die eingegangenen Briefe von dem Tische, sich in die Lesung derselben zu versenken.

Viertes Kapitel.

Marcella Koscielski trat, einen Korb voll Blumen in den Händen, in der Eltern Wohngemach. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen glänzten, sie hatte augenscheinlich etwas Angenehmes erlebt.

Die Mutter, die in der Fensterecke am Spinnrocken saß, blickte sie prüfend an.

„Nun, wo warst Du schon in aller Frühe?“ fragte sie. „Hast wohl wieder mit dem Achaz geliebäugelt, obwohl Du weißt, daß Du Dir ihn aus dem Sinne schlagen sollst.“

„Den Achaz habe ich gesprochen, ja,“ antwortete das Mädchen in einem Tone, der es bewies, daß ihr der Mutter Wünsche keinen sonderlichen Eindruck machten. „Ich schnitt gerade die Blumen hier, als er in den Garten kam.“

„Lasse das den Vater nicht hören, der nichts davon wissen will, daß er um Dich freit,“ sagte die Mutter.

„So lange kein Besserer zu mir kommt, muß ich eben mit ihm fürlieb nehmen,“ erwiderte Marcella.

„Der Bessere wird schon kommen, wenn Du Geduld hast; Ihr Mädchen könnt es immer nicht schnell genug haben, bis Eure Freiheit vorbei ist.“

„Freiheit, Mutter,“ wiederholte die schöne Tochter. „Ihr gönnt mir gar wenig davon; nicht ein einziges Mal darf ich zum Tanze gehen, wie die anderen Mädchen.“

„Wo willst Du hingehen? Für die Lustbarkeiten in den großen Häusern sind wir nicht reich genug, und mit losen Gesellen auf der Wiese vor dem Thore wirst Du nicht tanzen wollen.“

„Der Achaz würde mich in den ‚Rautenkranz‘ führen, wo alle Meister mit ihren Frauen und Töchtern hingehen. Er hat es mir just gesagt.“

„Das soll er bleiben lassen. Der Vater giebt es nicht zu.“

„Warum nicht?“

„Weil die dünkelhaften Meister ihn nicht haben mochten, als er im vergangenen Jahre mit mir dorthin gehen wollte.“

Marcella dachte einige Minuten nach. „Der Vater ist doch auch Meister,“ bemerkte sie.

„Nein,“ sagte die Mutter etwas gedehnt. „Er treibt seine Kunst für sich.“

„Die bringt ihm aber mehr ein, als die Handwerkerei. Woher hat er immer das Geld für den Leonhard, der soviel braucht, und uns geht es auch nicht kümmerlich.“

Die Mutter spann weiter, ohne auf die Rede Marcellas etwas zu erwidern.

„Weshalb gehst Du nicht mehr zu des Achaz' Mutter?" fragte das Mädchen nach einer Weile.

„Sie mag mich nicht, die hoffärtige Gred, und ich sie auch nicht."

„Die Meisterfrauen gehen immer zusammen, nur wir gehen immer allein; warum ist das so?"

Die Mutter machte eine unwillige Bewegung. „Was fragst Du heute nur fortwährend, daß es kein Aufhören giebt?" herrschte sie das Mädchen an. „Der Vater ist von Böhmen, nicht von hier. Das tragen sie ihm nach und weil sie sehen, daß es uns an nichts gebricht, sind sie uns neidig."

Marcella ordnete die Blumen in eine Schale.

„Der Achaz erzählte mir, daß sein Vater und er heute einen gar hohen Besuch erwarten," sprach sie dabei. „Der Prinz von Portugal, bei dem der Leonhard dient, kommt zu ihnen, sich einiges auszuwählen. Den möchte ich wohl sehen; es muß ein gar stattlicher Herr sein."

Die Mutter schaute in plötzlicher Anteilnahme auf.

„Wann kommt er? Hat das der Achaz nicht gesagt?" forschte sie neugierig.

„O, das muß bald sein. Der Achaz hatte es schon gar eilig, die Werkstatt herzurichten."

„Gehe hinüber zu der Schommerin," gebot die Mutter. „Bringe ihr die Blumen und sage ihr mit einem schönen Gruße, daß wir bald junge Kücken hätten. Sie wollte unlängst welche haben."

Die gelehrige Tochter war augenblicklich zu dem Gange bereit. Sie prüfte im Spiegelglase, ob ihre

blonden Flechten zierlich genug aufgesteckt seien und ihr Anzug keine Nachlässigkeit aufweise, dann sprang sie davon.

Frau Koscielski stellte ihren Rocken beiseite und begann die Zurüstungen zu einem reichlichen Frühmahle. Ihr Gatte mußte sogleich von seinem Ausgange zurückkehren und er liebte es nicht zu warten.

Sie war mit ihren Vorbereitungen noch nicht ganz zu Ende gelangt, als er schon in das Zimmer trat.

„Noch nicht fertig, Wanda?" redete er die geschäftige Frau an. „Eile Dich, ich muß gleich wieder fort."

„Habt Ihr Männer es immer eilig," murrte Frau Wanda. „Wird wohl Zeit haben, bis das Huhn vom Feuer ist."

„Kann sein, auch nicht," antwortete der Kupferstecher mit einem verschmitzten Grinsen, das seinem scharfgeschnittenen Gesicht etwas ungemein Listiges gab. „Das Geschäft geht gut; in wenigen Monden können wir reiche Leute sein."

„Wäre zu gebrauchen," meinte Wanda Koscielski, „dann nehmen wir uns ein großes Haus am Ringe und geben Gastereien und Tanz, wie die Grafen und Barone."

„Das würde Euch Weibsleuten gefallen, Dir und der Marcella," spottete der Böhme, „und am Ende noch einen Baron als Eidam, statt eines Waffenschmiedes."

„Auf den Achaz warte ich nimmer als solchen,"

sagte die Frau geringschätzig. „Die Marcella soll einen andern finden. Mit so einem Gesicht braucht man nicht Handwerkerin zu werden."

„Wo ist das Mädel heute?"

„Ich schickte sie zu Schommers hinüber. Der Prinz von Braganza kommt in die Schmiede. Man weiß nicht, wozu es gut ist, wenn er sie sieht, oder einer aus seinem Gefolge."

Das würdige Paar verstand sich; beide setzten sich in bester Laune zum Essen nieder.

„Da wird der Leonhard auch nicht weit sein," sprach der Kupferstecher, „begleitet wohl den Prinzen gar?"

„Nun, das wäre auch recht; so wissen die vornehmen Männer gleich, daß sie seine Schwester ist."

„Der Achaz wird ihr schnell aus dem Sinne fliegen, wenn ein Besserer da ist," brummte Koscielski.

„Das sagte ich ihr schon zu wiederholten Malen. Noch glaubt sie es nicht."

„Der Leonhard mag es ihr bestätigen. Der sieht des Ratsherr von Hekking Andrea gern und sie ihn. Wenn ihr Bruder in so ein Haus heiratet, soll sie auch einen von Adel haben, nicht den russigen Schmied von drüben."

„Die Kavaliere brauchen heutzutage viel Geld," äußerte Frau Wanda bedenklich.

„Daran soll es ihr nicht fehlen. Schau her, wie gespickt der Beutel ist."

Er zog einen Lederbeutel aus der Tasche seiner

Schaube und wies ihr den Inhalt, wohlgefällig das blinkende Gold durch seine Finger gleiten lassend.

Frau Wanda warf einen scheuen Blick darauf; als ihr Gatte ihr eine Handvoll Goldstücke zuschob, machte sie verstohlen ein Kreuz darüber.

„Das ist für den Leonhard," sagte sie.

„Und das übrige für die Marcella," fügte der Kupferstecher hinzu, „es reicht für beide."

„Die Nachbarn sehen längst mit scheelen Augen, daß es uns gut geht," sagte Frau Wanda, „wenn es auskäme, daß —"

„Furchtsames Weib," schalt der Mann, „es darf eben nicht auskommen. Mit Klugheit ein Ding anfangen heißt schon halb gewinnen."

„Setze Dich nur fortan fleißiger über Deine Kupferplatten," mahnte die Gattin, „der Leonhard könnte sich wundern, daß sie so langsam vorwärts kommen."

„Das versteht er eben nicht," lachte Koscielski, „so eine Platte macht gar viel Arbeit."

Sie erwiderte nichts; ein Ausdruck des Unbehagens war in ihrem Angesichte zu lesen, der in einer unbestimmmten Sorge seinen Ursprung zu haben schien. Sie trachtete diese zu bekämpfen, indem sie den Speisen vor ihr tüchtig zusprach, ein Mittel, das den beiden Ehegatten schon häufig über jedes aufsteigende Unbehagen hinweggeholfen hatte. —

Marcella war inzwischen mit ihren Blumen zu der Nachbarin gegangen und hatte mit ihrem lieblichsten Lächeln den Auftrag ihrer Mutter ausgerichtet.

Frau Renata nahm Geschenk und Botschaft etwas zurückhaltend entgegen. Sie vermutete mit Recht eine besondere Absicht hinter dieser plötzlichen Dienstwilligkeit, denn Wanda Koscielski war schon seit langer Zeit nichts weniger als freundschaftlich gewesen.

Achaz, der zufällig hereinkam, als Marcella bei seiner Mutter war, zeigte sich jedoch sichtlich erfreut über die Aufmerksamkeit; sein gerader offener Sinn setzte auch bei jedem anderen die eigene Harmlosigkeit voraus.

„Das ist schön, Marcella," rief er heiter, „daß Du der Mutter Deine prächtigen Rosen bringst. So gut gedeihen sie nirgends, wie in Deinem Garten unter Deiner Hand."

„Du könntest Dir die Knospe hier an Dein Gewand heften," sprach Marcella, „aber was hast Du denn vor? Bist ja so schmuck angethan, als wolltest Du auf die Wiese, nicht in die Werkstatt gehen."

„Hast Du vergessen, was ich Dir erzählte? Wir haben hohen Besuch heute und gleich muß er hier sein," antwortete Achaz in freudigem Stolze. „Der Prinz von Braganza kommt, unsere Schmiede zu sehen."

„Da ist der Leonhard gewiß mit ihm," sagte Marcella, „und ich könnte hier auf ihn warten. Habe ihm Dringendes von den Eltern auszurichten."

„Das kann wohl bleiben, bis er zu Euch kommt," meinte die Mutter, „und sicherlich wird er damit nicht säumen. Es ist für ein junges Mädchen nicht

geziemend, sich blicken zu lassen, wenn ein fürstlicher Herr mit seinen Kavalieren in ein fremdes Haus tritt."

Marcella biß sich auf die Lippen, sie sah aus, als ob sie etwas erwidern wolle und ihrer eignen Mutter gegenüber hätte das verwöhnte Mädchen es auch gethan; bei Frau Renata wagte sie keine Gegenrede, um sich ihre Gunst nicht ganz zu verscherzen.

Achaz gewahrte, daß die Geliebte gekränkt sei; gutherzig suchte er zu vermitteln. „Wenn Marcella Leonhard etwas Wichtiges zu sagen hat, wird sich ein Augenblick dazu finden," sprach er. „Lasset sie ein wenig hier warten, Mutter, der Leonhard mag zu Euch hereinkommen. Doch ich glaube, da sind sie schon. Nun heißt es auf dem Posten sein."

Er eilte hinaus in die Werkstatt, wo sein Vater soeben den erlauchten Gast begrüßte, der, gefolgt von Leonhard Koscielski und einigen Offizieren eines Regiments, in die Schmiede trat.

„Ihr sehet, ich halte mein Wort, werter Meister, das ich Eurem Sohne gab," redete Dom Duarte den Waffenschmied an. „Gar neugierig hat mich Euer Achaz auf Eure Klingen, Eure Harnische gemacht. So weiset her, was Ihr Prächtiges geleistet, damit ich meine Wahl treffe."

Meister Anton verbeugte sich tief. „Mein Achaz wird nach Sohnesart den alten Vater zu wacker herausgestrichen haben, Hoheit," erwiderte er, „doch was ich immer gefertigt habe, es ist wohl nicht würdig, Eurer Fürstlichen Gnaden zu dienen."

„Das wollen wir selbst entscheiden," lächelte der

Prinz. „War ich schon mit den Werken meines jungen Waffenschmiedes zufrieden, den ich von Schwaben mit hierhergebracht, so werden seines Meisters Arbeiten noch mehr meinen Beifall haben."

Er betrachtete prüfenden Blickes die zur Schau gelegten Waffenstücke.

„Sehet, einen Brustharnisch, wie diesen, möchte ich von Euch haben," fuhr er fort, „nur etwas reicher verziert, mit goldenen Buckeln und in den freien Feldern hier das Wappen meines Hauses angebracht. Hat dieser schon seinen Eigentümer, oder wäre es Euch geringe Mühe, ihn zu ändern?"

„Die Verzierungen anzubringen wäre keine große Mühe," antwortete der Meister, „aber Freude und Ehre wäre es mir, für Eure Fürstliche Gnaden einen ganz neuen Brustharnisch anfertigen zu dürfen und befehlen Hoheit ihn sehr eilig, arbeiten wir alle Tag und Nacht daran."

„Ich lasse Euch Zeit, Meister, und Ihr möget ihn mir nachsenden, sollte ich Wien unter einer Woche verlassen müssen. Vielleicht bringt ihn mein Hauptmann Leonhard Koscielski mit, dem ich für einige Wochen Urlaub erteilt habe, bei seinen Eltern zu bleiben. Die Klinge dort jedoch will ich sogleich mit mir nehmen; sie soll in neuen Kämpfen mich begleiten und führe ich sie siegreich, werde ich mich erinnern, daß sie aus deutscher Werkstatt kam."

Meister Anton überreichte dem Prinzen das bezeichnete Schwert.

„Mein hoher Herr," sprach er unwillkürlich be-

wegt, „möge diese Klinge nie anders, als zu Heil und Ruhm von Euch geführt werden, zu Euren glorreichen Thaten neue hinzufügen helfen und lange, lange noch Eurer Feinde Schrecken sein.“

„Das wollen wir ihm überlassen, werter Meister, in dessen Hand es steht, uns Glück oder Untergang zu geben,“ erwiderte Duarte, „bei ihm ist Segen und Gelingen, wir irren im Dunkel, den rechten Weg zu suchen, der endlich aufwärts zu ihm führt. — Cueva,“ wandte er sich an einen seiner Begleiter, „Ihr tragt meine Kasse heut bei Euch. Wollet mit dem Meister über den Preis des Schwertes sprechen und ihn sofort berichtigen. Ein Prachtstück ist es fürwahr, das ich bei Euch erstehe. Die Klinge ist den besten Damascenern gleich, die ich aus meinem Lande mitbrachte.“

Hauptmann Cueva trat zu Anton Schommer, dem Befehle des Prinzen gemäß, das gewählte Schwert zu bezahlen und, wie es Brauch war, eine Summe für den bestellten Harnisch zu erlegen. Er bemerkte, daß seine Barschaft nicht ganz ausreichend sei.

„Ich habe in des gnädigsten Prinzen Auftrage heute schon wieder soviel an Bedürftige und Bittsteller austeilen müssen, daß ich mit meiner Kasse am Ende bin,“ sagte er, „Koscielski, kannst Du mir aushelfen?“

Leonhard war, trotz der lebhaften Abwehr des Meisters, augenblicklich bereit dazu. Er reichte Cueva seine Geldtasche und der Kauf wurde erledigt.

Duarte plauderte inzwischen mit Achaz, ließ sich die Geheimnisse seiner Kunst erklären und versäumte auch nicht, an die Gesellen ein lobendes Wort zu richten. Mit leutseligem Gruße wollte er sich verabschieden, als plötzlich sein Auge, durch das niedere Fenster der Werkstatt in den Hof schweifend, einem seltsam lieblichen Anblicke begegnete.

In der Mitte einer Hühnerschar stand ein schönes Mädchen, Gerstenkörner unter sie ausstreuend, bei welcher Beschäftigung sie wie absichtslos näher und näher an die Thür der Schmiede gelangte.

„Ei, sagt mir doch, Meister," fragte der Prinz, „habt Ihr außer den beiden Söhnen eine Tochter? Wer ist die holdselige Fee draußen im Hofe?"

„Es ist nicht meine Tochter, Hoheit," erwiderte Anton Schommer, „doch der Achaz möchte gern, daß sie es werde. Sehet, wie ihm das helle Blut in die Wangen steigt, daß ich ihn verrate."

„Sie ist meines Leonhard Schwester," erläuterte der Sohn, „und, will es Gott, wird sie dereinst meine Ehefrau werden."

„Da habt Ihr, wie mir däucht, einen guten Griff gethan," scherzte Duarte, „ein schöner Kind ist selten zu sehen, als dieses. Leonhard, ich verstehe, daß Du Deiner Schwester so stolz bist, rufe sie herein, damit ich ihr ein Wort des Grußes sage."

Der junge Hauptmann gehorchte. Eine Minute später trat an seiner Hand Marcella in die Werkstatt, mit züchtig gesenkten Augen, innerlich triumphierend, daß ihre kleine Kriegslist ihr so gut gelungen war.

Von Frau Renata nicht zu längerem Verweilen aufgefordert, war sie entschlüpft und hatte auf dem Speicher sich des Hühnerfutters bemächtigt, um damit die Pfleglinge der Hausfrau anzulocken und einen Grund zu finden, länger auf dem Hofe zu bleiben.

„Es ist mir erfreulich, Jungfrau, Euch zu begegnen," redete Dom Duarte gütigen Tones sie an. „Mir erzählte Euer Bruder viel Liebes von der kleinen Schwester, die groß und schön jetzt vor mir steht. Und noch ein anderer möchte von Euch sprechen, der wackere junge Gesell hier, der zukünftige Meister, dessen liebste Meisterin Ihr werden sollt. Nehmt meinen Segenswunsch zu Eurem ferneren Glücke, ein treues Herz ward Euer eigen; das Haus steht fest, an dem die Liebe bauen hilft."

Marcella schwieg. Die Gegenwart der Männer, die bewundernd auf sie gerichteten Blicke machten sie nicht im mindesten befangen, doch waren echte Herzenstöne ihr versagt; sie wußte nicht, was sie den wohlwollenden Worten erwidern sollte.

Achaz nahm statt ihrer das Wort:

„Dank, tausend Dank, gnädigster Herr, für die Güte, die Ihr uns erweiset," sprach er, „und vergebt es dem scheuen Kinde, wenn sie Euch nicht zu antworten wagt. Eurer Hoheit Glückwunsch ist uns beiden von heilbringender Bedeutung; ist es der erste doch, der uns zu teil wird."

Duarte nickte dem jungen Paare freundlich zu und verließ, geleitet von dem Meister und seinem Sohne, das Haus. Sein Gefolge blieb einige

Schritte zurück, nur Leonhard war vorangeeilt, die äußere Hofpforte vor dem Fürsten zu öffnen. Marcella stand einige Sekunden allein unter den fremden Offizieren, deren jüngster sich in diesem unbewachten Momente ihr genähert hatte.

„Wer so entzückend schön ist, wie Ihr, Fräulein," flüsterte seine Stimme in böhmischer Sprache ihr zu, „ist zu schade für den Schmiedssohn dort. Gebt Euch nicht voreilig fort, wir sehen uns wieder."

Marcella war hocherrötend zurückgewichen, der Sprecher ging gleichgültig weiter, als achte er ihrer nicht. Als er die Straße erreicht hatte, wandte er sich noch einmal um, auch das Mädchen sah zu ihm hinüber, dann eilte sie hinweg, durch den Garten in ihr elterlich Haus zu gelangen.

* *
*

Leonhard Koscielski kam einige Stunden später, die Seinen zu besuchen und ihnen die freudige Kunde mitzuteilen, daß der Prinz ihm für einige Wochen Urlaub erteilt habe, um in Wien zu bleiben.

Die Eltern hatten für den ritterlichen Sohn eine große Zärtlichkeit; die Kunde, die er ihnen brachte, konnte nicht anders, als mit allseitigem Jubel aufgenommen werden, auch Marcella freute sich, denn sie erwartete von der Anwesenheit des Bruders mehr Abwechselung, als ihr sonstiges Leben ihr zu bieten pflegte; die Brautschaft mit Achaz war einförmig

und die Erziehungsbestrebungen seiner Mutter lästig. Frau Renata predigte beständig gegen Putz und weltlichen Tand, an welchem Marcella soviel Freude hatte. Wenn nicht wie heute ein besonderer Grund sie trieb, besuchte sie das Nachbarhaus nur ungern.

„Wer waren die Kavaliere, die am Morgen mit Deinem Prinzen in der Schmiede Waffen besichtigten?" fragte sie Leonhard.

„Erregt das Deine Neugier, fürwitzig Mägdlein?" entgegnete er scherzend. „Es war der Hauptmann Cueva und der Stallmeister Seiner Hoheit, zwei gar wackere Männer."

„Ich meine, es war noch ein dritter dabei," fuhr Marcella scheinbar harmlos fort.

„Ah so, den jungen Fant meinst Du, der schwarz wie ein Zigeuner aussieht," sprach Leonhard. „Der ist erst Kornet, ein wildes Blut aus Ungernland. Er nennt sich Balthasar von Törek und soll von hohem Hause stammen."

Marcella war befriedigt, ihr nächster Gedanke galt den letzten Worten, welche der fremde Edelmann ihr zugeflüstert hatte.

„Wir sehen uns wieder," hatten sie gelautet. Sie war gewiß, daß er Mittel und Wege finden würde, seinen Vorsatz auszuführen und sehr geneigt, ihm dabei hilfreich entgegenzukommen.

„Du bist heut zu dem Grafen Trautmannstorff geladen?" begann sie nach einer Weile von neuem.

„Ja, Schwesterlein. Ich begleite den Prinzen dorthin."

„Glücklicher Du,“ sagte Marcella gedankenvoll, „daß Du ein solches Fest besuchen kannst.“

„Möchtest Du es auch, Kleine?“

Sie schlug die Hände zusammen. „O, unbeschreiblich gern,“ rief sie.

„Eitles Kind, wie wolltest Du dahin gelangen? Dein Lebenslauf ist anders Dir vorgezeichnet, in ruhiger, gesicherter Bahn, um die Dich viele Jungfrauen heutzutage beneiden dürfen. Als Achaz’ Eheweib blüht Dir ein stilles, zufriedenes Glück, vielleicht dem gleißenden Leben vorzuziehen, das sich in jenen Kreisen abspielt, nach welchen Du verlangst.“

„Ach, wer weiß denn, ob ich des Achaz’ Frau werde,“ warf Marcella leicht hin.

Leonhard sah sie erstaunt an. „Was kommt Dir in den Sinn?“ fragte er ernst. „Ist es nicht Deine Absicht, den zu heiraten, welchem Du Dein Wort gegeben, wie magst Du ihn mit falscher Hoffnung täuschen, der Dich so treu und wahrhaft liebt?“

„Ich hätte das Wort gar nicht geben sollen,“ erwiderte sie halb trotzig, halb klagend. „Der Achaz drängte mich so und ich wußte nicht, was ich thun sollte.“

„Das ist mir leid,“ sprach Leonhard nicht ohne Strenge, „ein Mädchen soll sich klar sein, ob sie bei der Werbung eines ehrbaren Mannes ihr Jawort geben kann oder nicht, ob er ihr wert genug, den langen Lebensweg mit ihm gehen zu wollen, ob sie freudigen Herzens die Pflichten für ihn erfüllen will, die Gott dem Weibe als Gattin und Mutter vorge-

schrieben und die leicht erscheinen, wenn die Liebe sie tragen hilft, unendlich schwer, wenn solches nicht der Fall.“

„Die Eltern wollen auch gar nicht, daß ich den Achaz nehme,“ beharrte das Mädchen.

„Ist das wahr, Mutter?“ wandte sich Leonhard an Frau Wanda, die schweigend dem Gespräch zugehört hatte.

Sie zuckte die Achseln. „Nun, warum soll es nicht wahr sein?“ meinte sie. „Du weißt gar wohl, daß ich die Schommerischen nicht mag. Ein anderer Eidam wäre mir lieber.“

„Es fragt sich, ob ein anderer kommt. Die Zeiten sind ungewiß und schwer ist es, den eigenen Herd zu gründen, doppelt schwer, wenn das Mädchen dem Freier keine Mitgift in das Haus bringt. Der Achaz geizt nach solcher nicht, ihm ist Marcella lieb und wert ohne sie.“

„Es ist ja noch nicht ausgemacht, daß Marcella nichts mitbekommt,“ entgegnete die Mutter.

„Ich wüßte nicht, woher sie eine nähme. Wie oft habt Ihr mir gesagt, daß wir weder Geld noch Gut unser nennen. Was der Vater verdient, wird im Hause verbraucht und dankbar erkenne ich es an, daß Ihr mir stets reichlich Zuschuß gabet, wenn der Sold nicht genügen wollte. Ihr thatet mehr, viel mehr schon, als mir möglich schien.“

„Das thaten wir gern,“ antwortete Wanda Koscielski, „Du sollst nicht geringer einhergehen, als die von Adel, die Deine Freunde sind.“

Der Sohn strich liebkosend über die Hand der Mutter. „Ihr habt Euch viel und schwer für mich geplagt, ich weiß es wohl," sagte er, „doch will es Gott, so wird eine Zeit kommen, in der ich es Euch vergüten kann."

„Bringe uns eine liebe, schöne Tochter in das Haus; das möchten wir gern. So eine, die auch reich und vornehm ist."

„Ich hoffe, sie wird Euch gefallen, die ich dereinst bringe," lächelte Leonhard, „mir aber ist es Hauptsache, daß sie mich von Herzen lieb hat. Und auch Du, Marcella, wirst bald Dich überzeugen, daß solches köstlicher ist, als eitle Güter. Kannst Du aber Achaz' Liebe um keinen Preis erwidern, ist es redlicher, Du giebst ihm je eher, je besser sein Wort zurück. Denke darüber nach in stiller Stunde und bitte Gott, daß er Dich das Rechte finden lehre."

* *
*

In dem Garten des Grafen Trautmannstorff war an dem Abende dieses Tages eine festliche Versammlung. Der vielbeschäftigte Staatsmann liebte es, von den Anstrengungen seines Berufes im Kreise seiner Gäste sich zu erholen und wer ihn heiter plaudernd in der Menge sich bewegen sah, hätte nicht vermutet, daß er es sei, der unabläßig danach strebte, dafür rang und arbeitete, die Geißel des Krieges von Europa zu wenden, Deutschland mit Ehren aus dem Wirrsal dieser Kämpfe zu befreien.

Soeben schritt er mit Dom Duarte den breiten Lindengang herab, der zu dem freien Platze führte, auf welchem die Jugend einen Tanz begonnen hatte. Der Prinz teilte ihm seine Wünsche in betreff Leonhards mit.

„Ich wäre Euch verbunden,“ fügte er hinzu, „wolltet Ihr die Angelegenheit bei Seiner Kaiserlichen Majestät befürworten. Euch ist es ein Leichtes und mir wäre es eine hohe Freude, meinen tapferen Hauptmann für seine treuen Dienste belohnen zu können, indem ich ihm zu seinem Glücke helfe.“

„Eure Hoheit denkt stets nur darauf, wie Ihr anderen Güte und Gnaden zu spenden vermöget,“ erwiderte Graf Trautmannstorff, „Eure Truppen lieben und ehren Euch, wie einen Vater, obschon Eure Jahre diesen letzteren Titel noch kaum rechtfertigen.“

„Die Jahre machen oftmals unser Alter nicht aus, Graf, sondern die Erfahrungen, die sie enthalten.“

„So müßten die Erfahrungen Eurer Hoheit günstiger Art gewesen sein, da sie Euch soviel Wohlwollen für Eure Mitmenschen ließen,“ bemerkte der Minister achtungsvoll. „Der Kriegskommissar, der Euch begleitete, teilte mir mit, daß Eure Hoheit abermals Eurem Regimente den Sold zu geben vorhat.“

„Aber, Graf,“ entgegnete Dom Duarte, „die armen Burschen brauchen ihn und mich dauern sie viel zu sehr, sie noch länger warten zu lassen. Auch

meine ich, daß die Landstriche, durch welche wir kommen, nicht so arg heimgesucht werden, wenn der Soldat bezahlen kann, was er fordert."

„Eure Hoheit gedenkt sogar dieses Umstandes und würde wahrscheinlich auch das feindliche Land schonen."

„Das würde ich," erklärte Duarte fest, „denn ich bin ein Christ und als solcher dazu verpflichtet."

„Deutschlands Jammer wäre nicht so groß, wenn ähnliche Gesinnungen die kämpfenden Heere beseelt hätten," sagte der Minister. „Auf dem Reichstage, der im Herbste eröffnet wird, sollen auch diese Übelstände zur Sprache gebracht werden. Ich fürchte, wir werden schlimmere Dinge zu hören bekommen, als alle bisherigen Schilderungen uns berichtet haben."

„Ich beabsichtige diesem Reichstage fern zu bleiben," sprach Duarte, „und mich nach Regensburg nur zu begeben, falls Seine Majestät es befiehlt."

„Der Kaiser wird Euch gerne als seinen Gast dort bei sich sehen, um so mehr, da er seines heldenmütigen Generales stolz ist."

Sie hatten in dem Gespräche den Tanzplatz erreicht und sahen eine Weile dem frohen Treiben zu.

„Ich glaube nicht zu irren," sagte der Prinz, „wenn ich vermute, daß die Jungfrau, mit der Leonhard Koscielski tanzt, die Erwählte seines Herzens ist. Sehet, wie sein Antlitz strahlt, wie freudig auch sie zu ihm aufblickt. Wird es einem nicht warm um das Herz, wenn man soviel Seligkeit belauscht

und wäre es nicht auch Euch Befriedigung, sein Fürsprecher zu werden?"

„Ich stelle meine Dienste mit Freuden Eurer Hoheit zur Verfügung," erwiderte Graf Trautmannstorff, „schon morgen will ich der Sache bei Seiner Majestät Erwähnung thun. Dort naht soeben der Vater des Fräuleins, Rat Aloys von Hekking. Bei ihm will ich das Feld erforschen, ob ihm der Eidam genehm sei, und ist er es, haben wir in Bälde ein fröhliches Paar, das Eurer Hoheit sein Glück verdankt."

„Thut, was Ihr vermögt, Graf," sprach der Prinz, „ich lasse Euch mit dem würdigen Herrn allein. Eure holde Tochter versprach mir einen Tanz, es ist Zeit, sie aufzusuchen."

Er eilte davon; der Graf wandte sich an den kaiserlichen Rath, der ein von ihm geschätztes Mitglied des Hofgerichtes war und häufig von ihm zu engeren Besprechungen gezogen wurde.

„Ich habe Euch etwas mitzuteilen, das Eures Hauses Zukunft nahe angeht," redete der Minister ihn mit jener Liebenswürdigkeit an, die ihm so oft half, ein erstrebtes Ziel zu erreichen, „doch Ihr blickt ernst, als seiet Ihr nicht geneigt, Erfreuliches zu hören. Was geht Euch durch den Sinn? Bereitet Ihr die Beschwerden vor, die der Gerechtigkeitspflege in unseren Landen gelten? Seid unverzagt, der Reichstag soll auch hier Wandel schaffen und die Bande der Gesetzlichkeit, der Ordnung, die der Krieg arg gelockert, sollen wieder straffer angezogen werden."

„Es thäte wahrlich not,“ erwiderte der Rat. „Die Verbrechen mehren sich in erschrecklicher Art und Redlichkeit und Treue scheinen mehr und mehr aus der Welt zu schwinden. Ich bin gegenwärtig dabei, einer Falschmünzerbande nachzuspüren, die hier in der Stadt ihr Unwesen treibt. Dazu müssen diese Gauner ihre Helfershelfer in den weitesten Kreisen haben, wie mir ein Erlebnis dieses Nachmittags darthat.“

„Und welches?“ fragte der Graf gespannt.

„Ich ging in die Burggasse,“ erzählte Herr von Hekking, „für meine Andrea ein goldenes Kettlein zu kaufen, nach dem sie schon seit Monden verlangte. Im Laden treffe ich einen jungen Bürgersohn, der sich gleichfalls Ketten zeigen läßt und gerade die wählt, welche ich haben wollte. Wie er hört, daß ich sie begehre, will er höflich zurücktreten, obgleich er sagt, daß sie für seine Braut bestimmt sei. Ich lasse sie ihm und er nimmt sie hocherfreut, zahlt auch den Preis sofort auf den Tisch.“

„Das erläutert aber keineswegs Eure Klage über die wachsende Unredlichkeit,“ sagte der Graf scherzend. „Ich erwartete anderes zu hören.“

„Es kommt sogleich,“ sprach der Rat, „das Geld liegt vor uns, lauter neue Goldgulden mit dem Bildnisse unseres gnädigsten Kaisers. Der Goldschmied zählt sie nach, stutzt und schiebt drei davon zurück, weil sie falsch sind. Der junge Mann will nichts davon wissen und verschwört sich hoch und teuer, daß sie echt sein müßten. Sein Vater habe

sie selbigen Tages im Kaufe von einem hohen Herrn bekommen. Der Goldschmied macht vor unseren Augen die Probe und das Geld ist, wie er sagt. Der Bürgersohn wird totenbleich und weiß nicht, was er antworten soll. Der Goldschmied fragt ihn um Namen und Stand und es kommt heraus, daß es der kürzlich aus der Fremde heimgekehrte Sohn des Waffenschmiedes Anton Schommer ist. Nun kenne ich den Vater seit vielen Jahren und lege für seine Rechtschaffenheit die Hand ins Feuer, nehme auch sogleich Partei für seinen Sohn. Der Goldschmied ist mißtrauisch und ich muß mich verbürgen, daß der Achaz Schommer guter Leute Kind und daß es ihm nicht darum zu thun gewesen, den andern zu betrügen. Auch wolle ich mit ihm zu seinem Vater gehen, die Sache aufzuklären. Da giebt der Goldschmied sich zufrieden und ich gehe mit dem Jungen, der ganz verstört ist, nach Haus. Der Alte hat den gleichen Schrecken, wie er von der Angelegenheit hört. Er holt die Goldstücke herbei, die er am Morgen erhalten hat; wir prüfen sie zu dreien mit allem Fleiß und finden, daß beinahe der dritte Teil unecht ist."

„Das ist arg," rief der Graf. „Aber nun fragt es sich, von wem er sie bekommen hat."

„Dies ist es ja eben," erwiderte der Rat. „Ein sehr hoher Herr kaufte am Morgen bei ihm einige Waffenstücke und hat sie mit diesen Goldgulden bezahlen lassen."

„Er wird es ebensowenig gewußt haben, daß sie falsch seien.“

„Sicherlich nicht, aber müßte man nicht bei ihm anfragen, wo er sie einwechseln ließ?“

„Es ist ein heikel Ding, wenn jener Käufer ein sehr hochgestellter Mann ist,“ meinte Graf Trautmannstorff kopfschüttelnd. „Wisset Ihr, wer es ist?“

„Er ging von Euch, als ich kam,“ war die Antwort.

Der Minister blickte betroffen auf. „Der Prinz von Braganza?“ sagte er gedehnt. „Aber das wäre nicht zu glauben, wenn Ihr dessen nicht gewiß sein könntet.“

„Der alte Schommer versicherte mir, von keinem anderen das Geld erhalten zu haben. Doch wurde es ihm von zweien seiner Offiziere ausgezahlt, die seine Kasse führten.“

„Dom Duarte bezieht seine Einkünfte durch Bankhäuser in Hamburg und Venedig,“ sprach der Minister, „und diese werden mit hiesigen Kaufleuten in Verbindung stehen. Ich wage an den Prinzen die Anfrage nicht zu stellen, welche Ihr im Sinne habt. Das falsche Geld wird eben in allen Kreisen in Umlauf gesetzt werden. Wer kann es feststellen, von wem es ausgeht?“

„Dennoch muß man den Gaunern auf die Spur zu kommen suchen und an ihnen ein warnend Exempel statuieren,“ erwiderte der Rat. „Es kommen ehrliche Menschen in gar schlimmen Verdacht, wenn solchem Unfug nicht gesteuert wird, und es ist mein

fester Vorsatz, nicht zu ruhen, bis ich die Verbrecher entdeckte."

„Ihr seid ein unermüdlicher und pflichtgetreuer Diener des Kaisers, Hekking; ich werde nicht ermangeln, Seiner Majestät demnächst davon Erwähnung zu thun. Habe ich doch in der Hofburg noch von anderen Dingen zu reden, die Euch betreffen, doch die Mitteilung bewahre ich für später auf, da Ihr mir nicht in der Stimmung scheint, sie günstig aufzunehmen."

„Es kann von Eurer Excellenz mir nichts als Gutes kommen. Ich bin zu jedem Augenblicke bereit, anzuhören, was Ihr mir zu sagen habt."

„So folgt mir hinauf in das Haus und lasset uns eine Erfrischung zu uns nehmen. Bei einer Kanne Wein bespricht man dergleichen besser."

Er zog den Rat mit sich fort, um unbelauscht von anderen seine Gesinnung in betreff Leonhard Koscielskis zu erforschen; es gewährte ihm Vergnügen, Dom Duarte die erbetene Gefälligkeit zu erweisen. Er wußte, daß des Prinzen Großmut sie überreich bei entsprechender Gelegenheit vergüten würde. —

In dem entferntesten Laubengange des Gartens schritt währenddessen in seliger Versunkenheit das junge Paar, dem die Unterredung gelten sollte, — Andrea Hekking und Leonhard. Sie sprachen nicht miteinander, sie blickten sich nicht an, sie gingen langsam in dem Dämmerscheine des Abends dahin und nur ihre Hände hatten sich gefunden, fest, unlöslich, wie sie entschlossen, sich zu halten durch ein

ganzes Erdenleben. Die Lippen waren verstummt, weil die Herzen übervoll, — sie wußten, daß sie stets von neuem nur das eine sich zu sagen hätten und dieses eine ihrer Seelen ganzes Leben bedeute: daß sie in mutiger Treue zu einander stehen würden, die Hemmnisse zu überwinden, die sich ihnen in den Weg zu stellen drohten und daß jegliche Prüfung nur dazu dienen müsse, ihre Liebe zu befestigen.

Der Pfad vor ihnen begann sich im Dunkel zu verlieren, so wie ihre Zukunft noch dunkel und verschleiert vor ihnen lag. Andrea überließ getrost dem Geliebten ihre Hand, der sie jetzt sorglich in den erleuchteten Garten zurückgeleitete. Sie fühlte sich geborgen in seinem Schirm und Schutze, sie fühlte, daß sie ihm von dieser Stunde folgen würde, — fraglos, zweifellos, — in gläubigem Vertrauen, wohin immer er sie führen wollte.

Fünftes Kapitel.

Dom Duarte hatte Wien verlassen und sich zu seinem Regimente zurückbegeben, das unter dem Oberbefehle Piccolominis in Niederhessen einrückte. Das Jahr 1640 brachte in seinem weiteren Verlaufe keinerlei Waffenthaten, die einen Fortschritt zu Gunsten der einen oder der anderen Partei bedeuten konnten. Es war ein Kriegsspiel ohne Zweck, noch Vorteil, das Blut und Menschenleben kostete und nur dazu diente, die gegenseitige Erbitterung, den unversöhnlichen Haß der Streitenden zu steigern.

Das schwedische Heer war unter dem tapferen Baner die Weser entlang in das Waldecksche gezogen und hatte dort eine feste Stellung eingenommen; der Erzherzog Leopold Wilhelm war Baner gefolgt und suchte vergebens ihn in die Gegend von Warburg zu locken, um ihn dort zur Schlacht zu drängen. Der schwedische General verließ sein Lager nicht; er gab sich nicht einmal die Mühe, die kaiserliche Armee zu verfolgen, sondern blieb zu Arolsen, wo er mit der Markgräfin Johanna von Baden-Durlach seine Vermählung feierte.

Der Erzherzog erkannte bald das Nutzlose seines Beginnens und beschloß, seine Truppen in die braunschweigischen Lande zu führen. Bei Höxter sollte der Weserübergang bewerkstelligt werden, doch mißlang auch dieses Vorhaben; es blieb demnach der kaiserlichen Armee nichts übrig, als nach Niederhessen zurückzuziehen, wo mit den Truppen des Herzogs von Longueville, Befehlshaber des Weimarschen Heeres, verschiedene Gefechte stattfanden.

Die Erstürmung Friedbergs und einiger anderer Ortschaften war für die Kaiserlichen kaum als ein Gewinn anzusehen, da eine, durch den schwedischen Obersten von Rosen ihnen beigebrachte Niederlage den Erfolg jener Siege aufhob. Erzherzog Leopold Wilhelm und General Piccolomini zogen es daher vor, zur Zeit nichts Weiteres zu unternehmen, sondern vorerst das Ergebnis der Verhandlungen zu Regensburg abzuwarten, bevor man neue Kriegspläne entwarf.

Die beiden vereinigten Heere wurden in Franken, Schwaben und Bayern verteilt, die Feldherren hatten die Absicht, dem Reichstage in Person beizuwohnen und sich nach Regensburg zu begeben, sobald die Unterbringung der Truppen erfolgt war.

Dom Duarte hatte den Auftrag erhalten, zwischen Nördlingen und Ulm ein Lager zu beziehen, um von dieser Seite her dem unermüdlichen Baner den Eintritt in die bayrischen und Reichslande abzuschneiden. Unbefriedigt, wie die Führer alle, welche die Mißerfolge der letzten Zeiten erlebt, war ihm die Ordre fast erwünscht gekommen. Er hoffte auf einige

Monate verhältnismäßiger Ruhe, in denen er sich wieder in das Studium seiner geliebten Bücher versenken könne, die er auf allen Feldzügen mit sich führte. Oftmals hatte er der Zerstörungswut seiner Soldaten Einhalt gethan, wenn ihnen eine Bibliothek in die Hände gefallen war, oftmals aus solchen manchen wertvollen Schatz gerettet, der ihm in seinen Ruhestunden Belehrung und Anregung bot.

Die Felder standen in Ähren, als Duarte mit den Seinen von dem Städtchen Günzburg die Donau entlang gegen Leipheim ritt, wo er für die nächste Zeit zu verweilen gedachte. Die Quartiermeister waren vorausgeeilt, für die Unterkunft von Mannschaften und Pferden zu sorgen, Duarte hatte, im Gespräch mit seinen Offizieren, in der Betrachtung der Gegend, des Fluges der Zeit nicht geachtet. Der kleine Flecken war bereits von den einziehenden Soldaten überfüllt, als der Infant die ersten Häuser erreichte.

Es gehörte zu seinen Gewohnheiten, seinen Untergebenen bei der Besitzergreifung ihrer Quartiere Schonung und strenge Mannszucht anzubefehlen, dennoch vermochte auch sein menschenfreundlicher Sinn nicht jeder Willkür, jeder Ausschreitung vorzubeugen, die in jahrelanger Gewohnheit von den Soldaten als selbstverständlicher Mißbrauch ihrer Gewalt ausgeübt wurde.

So fehlte es auch heute an stürmischen Auftritten nicht. Aus den Höfen ertönte das Brüllen des Viehes, das von den hungrigen Soldaten hinwegge-

trieben wurde, um sofort zum Nachtmahle geschlachtet zu werden und das Geschrei der Besitzer mischte sich darein, die ihre Habe zu verteidigen trachteten.

Dom Duarte zog die Brauen zusammen. „Was hat der Lärm zu bedeuten?“ fragte er. „Cueva, Altorf, gehet hin, Euren Leuten Mannszucht zu gebieten. Sie sollen sich in Frieden mit den Bauern einigen. Wir sind nicht in des Feindes Landen hier.“

Die beiden Offiziere eilten davon. Der Prinz setzte langsam seinen Weg fort, von Zeit zu Zeit selbst einschreitend, wenn er Zeuge eines Übergriffes seiner Truppen wurde. Sein Erscheinen, seine Befehle wurden von der Bevölkerung wie die eines Erlösers begrüßt. Willig gaben die Bauern jetzt ihre Vorräte zur Speisung der Truppen her, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die fremden Scharen nicht, wie so häufig sonst, zu Raub und Plünderung gekommen waren.

Duarte hatte seinen Ritt durch den ganzen Flecken fast beendet. Abseits von der Straße lag noch ein kleines Haus, aus dem jetzt gleichfalls rauhe Worte und jammerndes Geschrei zu hören waren. Drei Soldaten standen im Begriffe, eine Kuh aus der niedrigen Thür der Hütte zu zerren, achtlos der flehenden Bitten eines Mannes, der eines der Hörner umklammert hielt und sich mit dem gefährdeten Tiere hinausschleppen ließ.

Duarte hatte mit zwei Sätzen das Haus erreicht. „Zurück von dem Manne,“ donnerte seine Stimme, „was wollt Ihr mit ihm und der Kuh?“

Die Soldaten gaben augenblicklich ihr Opfer frei. Sie wußten, daß bei dem geringsten Widerstande ihrer eine strenge Strafe harre.

„Wir sind in diesem Hause einquartiert, mein General,“ sagte einer von ihnen, „und finden nichts zu essen vor. Da wollten wir die Kuh nehmen.“

„Ihr habt auf Verpflegung Anrecht, das ist wahr,“ erwiderte Dom Duarte, „warum willst Du ihnen nichts geben?“ wandte er sich an den Eigentümer der Hütte.

Dem Manne traten Thränen in die Augen. „Wir haben nichts, mein gnädiger Herr,“ antwortete er. „Die Kuh hier ist das letzte und drinnen liegt meine kranke Frau mit dem Kinde. Die müssen beide verhungern, wenn Ihr uns die Kuh wegnehmt.“

Der Prinz schwang sich vom Pferde. „Ich will mich vergewissern, ob Du wahr gesprochen,“ sagte er, „oft wird ein solcher Vorwand auch gebraucht, um nichts herauszugeben. Ist es jedoch, wie Du sagst, so werden diese drei eine andere Unterkunft suchen.“

Das Innere des Hauses, in welches Duarte trat, schien die gemachten Angaben zu bestätigen; der Raum enthielt fast nichts, das einer menschlichen Wohnung entsprechen konnte. Der Prinz beugte seine Gestalt, um durch die niedere Thür in das eigentliche Zimmer zu treten, das, wie der Vorplatz, kein Gerät, noch sonst Brauchbares zeigte. In einer Ecke lag auf einem Strohbunde eine bleiche Frau, ein Kind ihr zur Seite, während ein anderes ihr zu Füßen kauerte. Duarte war an den Anblick des

Leides in jeglicher Gestalt durch seine Kriegszüge gewöhnt worden, dennoch wich er hier unwillkürlich zurück.

„Was fehlt Euch?" fragte er voll Teilnahme die Kranke. „Ich werde Euch meinen Arzt zusenden, Euch zu heilen."

Die traurigen Augen des armen Weibes erhoben sich müde zu dem Sprecher. „Dank Euch, gnädiger Herr," flüsterte sie, „doch Euer Arzt vermag mich nicht zu heilen. Es ist der Hunger und die Schwäche, die mich krank gemacht haben."

„Auch dem ist abzuhelfen," sagte Duarte gütig. „Die Kuh bleibt Euer, die, wie Euer Mann behauptet, Eure Ernährerin ist, und hier," er zog aus der Tasche einige Goldstücke, die er ihr in den Schoß legte, „davon kauft Euch und Euern Kindern Brot. Euer Haus wird von meinen Leuten verschont sein, solange wir hier weilen."

Der Mann, welcher den Prinzen geleitet hatte, stürzte zu ihm, dankerfüllt seine Hände zu küssen. Die Frau blickte wie verklärt zu ihrem Retter hinüber.

„Gott segne Euch tausendmal, was Ihr uns Armen thut," sprach sie, ihre Hände faltend.

„Das ist nichts Großes," lächelte Duarte, „ich sehe, daß bei Euch nichts zu holen ist und daß meine Soldaten schlechten Unterstand hier fänden, darum sollen sie weitergehen. — Aber was habt Ihr dort?" fragte er plötzlich, auf ein großes, stark abgegriffenes Buch deutend, das auf dem Wandbrette

lag. „Soviel der Armut und dennoch ein, wie mir scheint, wertvoll Werk in Eurem Hause. Lasset mich es sehen. Ich bin ein Freund der Büchereien. Mag sein, daß ich einen ungeahnten Schatz bei Euch entdecke.“

Der Mann nahm mit einer Art Ehrfurcht das Buch von seinem Platze.

„Das ist ein Schatz auch, gnädiger Herr,“ erwiderte er, „den ich nicht hergäbe um die Güter der Welt. Es ist die heilige Bibel, aus der ich in allem Leid, in allem Jammer Trost und Zuversicht schöpfe.“

„Wie, eine Bibel?“ sagte Duarte enttäuscht. „Und wie kommt diese in Euer Haus?“

„Wir sind Lutherische,“ entgegnete der Mann, „ich war Schullehrer im Augsburgischen. Der Krieg hat mich vertrieben; ich zog hierher, wo meine Frau zu Hause war, konnte nicht denken, daß es uns so schlecht ergehen würde.“

„Gieb mir die Bibel,“ gebot Dom Duarte.

Der ehemalige Schullehrer schaute ihn ungewiß an. „O, gnädiger Herr, was wollt Ihr damit?“ fragte er ängstlich. „Seid Ihr unseres Glaubens?“

„Ich bin Katholik,“ erwiderte der Prinz, „und als solcher erachte ich es als ein schädlich Ding, die Schrift zu lesen, die nur eines geweihten Priesters Mund das Recht hat, seinen Gläubigen zu künden. Mir ward gelehrt, daß solches Sünde sei, und wo ich Bibeln finde, pflege ich sie zu verbrennen.“

Der Schulmeister legte beide Arme um das

heilige Buch. „Ihr wollt meine Bibel verbrennen,“ rief er fast weinend, „Ihr, der ein Herz für unsere Verzweiflung hattet, wollt mir das einzige nehmen, was mich und mein armes Weib in diesen Leidenszeiten aufrecht erhalten?“

„Du hast es gehört,“ sprach Duarte entschieden, „gieb mir Dein Buch.“

Der Schullehrer schüttelte den Kopf. „Ihr werdet es nicht thun, Ihr könnt es nicht,“ flehte er. „Sehet, kurz, ehe jene dort draußen eindrangen, meine Kuh von mir zu fordern, las ich in der heiligen Schrift, in dem Psalter, den ein frommer König und gewaltiger Kriegsmann zur Ehre seines Herrn geschrieben, und ich ward voller Zuversicht, daß der Herr, des Gnade mächtig ist in dem Schwachen, mir beistehen würde. Sehet hier das Wort, das ich mir vorsprach, wenn ich ganz verzagen wollte: ‚Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten und Du sollst mich preisen.‘“ Er schlug mit zitternder Hand die Blätter auf, dem Prinzen den Spruch zu zeigen.

„Ich rief zu dem Herrn in meiner großen Not,“ fuhr er leuchtenden Auges fort, „und da tratet Ihr in mein armes Haus; er sandte Euch, auf daß ich ihn preisen dürfe.“

Duarte schwankte; sein Gottesglauben war zu fest gegründet, um nicht Achtung vor dem eines anderen zu empfinden, selbst wenn jener der von ihm bekämpften Lehre anhing.

„Und wenn ich nun, um Dich für Deinen Trotz zu strafen, Dir die Wahl ließe, was Du

opfern wolltest," sagte er mit Nachdruck, „die Bibel oder Deine Kuh?"

Der Schullehrer kämpfte einige Minuten schweigend mit sich, dann preßte er von neuem seine Bibel an sich.

„Nehmt die Kuh," sprach er dumpf.

„So teuer ist jenes Buch Dir, so groß der Trost, der Dir daraus wird?" fragte der Prinz nachdenklich. „Dann muß ich Deine Bibel Dir wohl lassen; es ist das erste Mal, daß ich sie verschone, wo ich sie fand."

„Dank, gnädiger Herr, ich werde die Kuh Euren Leuten hinausführen."

Duarte lächelte. „Auch die Kuh bleibt hier; ich gab mein Wort und pflege es zu halten."

Da fiel der Mann dem Prinzen zu Füßen nieder und umklammerte seine Knie.

„Rufe mich an in der Not," schluchzte er, „so will ich Dich erretten und Du sollst mich preisen."

„Stehe auf," sprach Duarte bewegt, „nur Gott und seinen Heiligen darf man knieend nahen, nicht einem sündigen Menschen. Hole Deine Kuh zurück; meine Leute werde ich auf meine eigenen Kosten verpflegen lassen, wenn im Dorfe nichts mehr für sie aufzutreiben ist."

Er verließ das Haus, um die nötigen Befehle zu geben.

Den Soldaten war die Zeit des Wartens zu lang geworden; sie umringten, als der Prinz auf die Straße trat, zwei Frauen, die mit Körben in

den Händen des Weges dahergekommen waren, und zogen die verhüllenden Tücher von den darin enthaltenen Eßwaren.

Duartes Stimme rief sie zurück. „Gebt die Frauen frei,“ gebot er. „Ihr werdet Eure Ration sofort erhalten, wo ich die meine finde. Die Brote, die Ihr genommen, legt in die Körbe zurück.“

Die jüngere der beiden Frauen näherte sich rasch. „Wollet den Soldaten die Brote lassen,“ sagte sie, „wir haben noch Vorrat genug, und sie sagten, daß sie seit sechs Stunden marschiert seien, ohne etwas zu essen.“

Duarte blickte einigermaßen überrascht auf die Sprecherin. Es konnte keine Bewohnerin des Dorfes sein, die er vor sich sah, obgleich sie die ländliche Tracht ihrer Umgebung angelegt hatte.

„Wenn Ihr es denn gestattet, Jungfrau,“ erwiderte er, sich leicht verneigend, „sollen meine Leute die Eßwaren behalten, die sie Euch raubten. Es ist edelmütig von Euch, daß Ihr keine Bestrafung der kühnen That heischet.“

„Wie sollte ich?“ antwortete die Fremde ruhig. „Die Not an Lebensmitteln herrscht allüberall. Wir waren in das Dorf herabgekommen, einige Vorräte zu kaufen und auf dem Wege in das Schloß begriffen, zu fragen, ob man dort uns etwas Wein geben könne, als Eure Leute uns anhielten.“

„In dem Schlosse gedachte ich Wohnung zu nehmen,“ bemerkte Duarte, „vermögt Ihr mir zu sagen, wem es gehört?“

„Es gehört dem Baron Guilerin, der es vor mehreren Jahren von dem früheren Besitzer erstand.“

Die Fremde winkte ihre Begleiterin herbei.

„Wir müssen weiter, Brigitte,“ wandte sie sich an diese, „der Abend sinkt und die Mutter wartet.“

Sie wollte mit kurzem Gruße sich von dem Prinzen verabschieden; Duarte trat an ihre Seite.

„Ihr dürfet den Weg nicht allein fortsetzen, Jungfrau,“ sagte er entschieden. „Das Dorf ist voller Kriegsvolk; leicht könnte eine ähnliche Begegnung Euch schrecken, wie die soeben erlebte.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin so schreckhaft nicht, als Ihr zu fürchten scheint,“ erwiderte sie, „gefällt es Euch jedoch, den Weg mit uns zurückzulegen, so will ich Euch einen kürzeren Fußpfad weisen, auf welchem Ihr in weniger als einer Viertelstunde an Eurem Ziele seid. Er führt dort über die Wiesen am Rande des Baches entlang.“

„Ich nehme dankend das Erbieten an,“ sprach Duarte, „nach einem langen Ritte ist mir eine Wanderung, wie diese, erwünscht, vorausgesetzt, daß meine Pferde den gleichen Weg zu machen fähig sind.“

„Sie können es,“ war die ruhige Entgegnung, „er ist nicht steil, auch breit genug.“

„So folget uns,“ befahl der Prinz seinen Begleitern, „die Jungfrau hier will unsere Führerin zum Schlosse sein, wo unser Quartiermeister uns wohl schon angekündigt hat.“

Sie schlugen den bezeichneten Fußpfad ein; der Prinz schritt mit der Fremden voran, die anderen

folgten langsamer, da die Unebenheiten des Weges für die Pferde Vorsicht erforderten. Zwei der Soldaten trugen die halbgeleerten Körbe der Frauen.

Die Sonne begann sich zu neigen und sandte ihre letzten Strahlen über Wiesen und Felder; der Bach, der zwischen seinen blumigen Ufern über Geröll und Steine sprang, glitzerte gleich flüssigem Golde, die fernen Höhen am Horizonte badeten sich in rosigem Dufte; schon glühten die zackigen Gipfel, die der scheidende Strahl getroffen. Bläulich schimmernde Wälder dehnten sich zu Füßen der Berge aus; in das ernste Grün der Tannen mischte sich zuweilen das zarte Laub der Buchen und Ulmen. Von den Feldern empor drang der würzige Hauch der durch den Regen erfrischten Erde; ein leichter Abendwind wehte den Duft der blühenden Linden herüber, die den Hauptweg zum Schlosse säumten.

Duarte und seine Begleiterin waren eine Weile schweigend nebeneinander einhergegangen. Der Prinz betrachtete von Zeit zu Zeit die edelgeschnittenen Züge, die aus der Umhüllung des Schleiertuches sichtbar wurden und die einen Ernst zeigten, der über die Jahre der Trägerin hinauszugehen schien.

Ernst und gehalten war ihr ganzes Wesen, doch zugleich von jener ruhigen Sicherheit, die in jeder noch so ungewöhnlichen Lebenslage sich zurechtzufinden weiß.

„Ihr seid in dieser Gegend gleichfalls zu Hause?“ begann Duarte endlich, um die Gesprächspause zu enden.

„Ich bewohne mit meiner Mutter das Häuschen, das Ihr dort drüben am Bergeshange erblicken könnt," antwortete das Mädchen. „Das Schloß, zu welchem ich Euch führe, war meine Heimat."

„So seid Ihr eine Tochter des früheren Besitzers? Ich kann Euch nicht für eine Dörflerin halten."

„Ihr habt recht geraten, gnädiger Herr; mein Vater war Wilhelm, Edler von Juconer, und ihm gehörte einst das Schloß."

Duarte bereute seine unvorsichtige Frage, zu der ihn der seltsame Widerspruch in dem Äußeren und dem Wesen des Mädchens veranlaßt hatte. Sie gewahrte es; ruhig, wie zuvor, erhob sie ihre Augen zu ihm.

„Es darf Euch nicht in Erstaunen setzen," sprach sie, „wenn Ihr im Lande hier vernehmt, daß wertvolle Besitzungen ihren Eignern verloren gingen. Der Krieg bringt auch die reichsten Geschlechter um ihr Hab und Gut, denn unerschwinglich sind die Lasten, die er dem Bürger wie dem Landmanne auferlegt, und Elend ist zu treffen, wo immer man hinschaut. Es war nicht meines Vaters Schuld, daß er seiner Ahnen Haus verlassen mußte; er wollte seinen Bauern helfend beistehen, wo ihre Mittel nicht mehr ausreichten; darüber ging er selbst zu Grunde."

„Und Ihr tragt Euer verändert Los ergeben und ohne Groll noch Klage, wie mir dünkt, edles Fräulein," bemerkte Duarte achtungsvoll.

„Wem sollte ich grollen, wenn ich keine Ver-

fehlung entdecke?" sagte sie einfach. „Es war Gottes Wille, der es so für uns gelenkt. Wir müssen es tragen, wie er es uns auferlegte und unser Kreuz uns nicht mit Hadern wider das Geschick erschweren."

„Wohl habt Ihr recht, doch ist ein solcher Heldenmut nicht jedem gegeben."

„Es lehrt ihn uns die Religion und unsere tägliche Pflicht. Ich habe für eine Mutter und zwei kleine Schwestern zu leben. Ihnen, den Vielgeliebten, muß ich Trost und Stütze sein. Wie sollten sie ihr Dasein tragen, wenn ich die Hoffnung sinken ließe?"

„Euer teurer Vater lebt nicht mehr?" fragte der Prinz teilnehmend.

„Er starb bald, nachdem wir unser Schloß verließen. Gram darüber, Sorge um uns brachen ihm das Herz."

„Doch hoffe ich, daß mit dem Verluste Eurer Besitzung nicht wirkliche Not Euch nahte, wie es leider in ähnlichen Fällen zuweilen geschieht."

„Nein, gnädiger Herr," sagte das Edelfräulein gelassen, „wir haben, was wir brauchen und gute Menschen helfen uns jederzeit. Die Bauern haben nicht vergessen, was sie einst von uns empfingen; mein Vater steht bei ihnen in gesegnetem Andenken. Sie teilen mit uns, wo sie können; wir haben Ursache, zufrieden zu sein und wir sind es. — Doch sehet, das Schloß ist erreicht; dort ist der Thorwart, der Euch schon erspähte, dort naht der Baron. Möget Ihr einen freundlichen Willkommen finden, eine gastfreie Stätte, die nach so langer Wanderschaft dem

Müden erquickend ist. Ich eile, die Beschließerin aufzusuchen, um meine Bitte ihr vorzutragen."

„So habe ich noch meinen Dank Euch auszusprechen für Eure Führung," entgegnete Duarte, „und an diesen die Hoffnung zu knüpfen, daß ich Euch wiedersehe."

Ihre blassen Wangen überzog ein feines Rot. „Es steht in Gottes Hand, ob wir uns wieder begegnen," sagte sie ablehnend, „doch gütig ist es von Euch, daß Ihr Euch meiner erinnern wollt."

Und ehe er etwas erwidern konnte, war sie enteilt, um in dem Erdgeschosse des Hauses zu verschwinden.

Auf der obersten Stufe der großen Freitreppe, die in das erste Stockwerk des Schlosses führte, stand, auf zwei Krücken gestützt, ein weißhaariger Mann, mit nicht eben günstigen Blicken die Zahl der ungebetenen Gäste betrachtend, die bei ihm sich einquartieren wollten, doch machte er gute Miene zum bösen Spiele, als Dom Duarte auf ihn zuschritt und mit der gewinnenden Ritterlichkeit, die ihm eigen war, ihn begrüßte.

„Ihr hättet heute schwerlich noch auf einen Überfall, wie diesen, gerechnet, Baron Guilerin," sprach er. „Nehmt es nicht für ungut, daß wir zu Euch kommen, die müden Glieder auszuruhen. Wir treten nicht als Feinde unter Euer Dach und nichts Übles soll Eurem Hause widerfahren."

Der Schloßherr verneigte sich. „Was immer mein Haus zu bieten vermag, es steht Euch und

Euren Leuten zur Verfügung," antwortete er. „Wollet Euch selbst auswählen, welche der Zimmer Ihr bewohnen möget."

Er gab einem hinter ihm stehenden Diener einen Wink.

„Übt Nachsicht, daß ich Euch nicht selbst geleiten kann; Ihr sehet, daß das Gehen mir erschwert ist. Mein Kammerdiener wird Euch Führer sein und gefällt es Euch, das Nachtmahl mit mir einzunehmen, werde ich Eurer in der Halle warten."

Der Prinz und sein Gefolge begaben sich in die bezeichneten Gemächer, die sämtlich, mit einem gewissen Prunke ausgestattet, von dem Reichtum ihres Besitzers Zeugnis abzulegen schienen.

Duarte wählte für sich und seine Offiziere die Zimmer, welche ihm die passendsten dünkten, erteilte die Anordnungen, wo die Mannschaften unterzubringen seien und ging dann, als er für seine Leute genügend gesorgt wußte, in die Halle, um in der Gesellschaft des Schloßherrn den Abend zu verbringen.

Baron Guilerin war, trotz seines ausgesprochenen Mißbehagens an der ihm aufgebürdeten Gastlichkeit, seinen Pflichten als Wirt in ergiebigster Weise nachgekommen. Ein reiches Mahl harrte auf dem langen Eichentische der hungrigen Fremden, der Kellermeister füllte aus mächtigem Fasse die Krüge mit edlem Weine.

Dom Duarte hatte seinen Platz neben dem Hausherrn eingenommen, dessen Zurückhaltung bereits im Schwinden war. Er hatte, seit er in den Besitz

des Schlosses getreten, schlimmere Gäste zu beherbergen gehabt, als die gegenwärtigen ihm erschienen; auch war ihm der Name des Prinzen von Braganza seit lange rühmlich bekannt; er durfte hoffen, daß seinem Eigentum von ihm und seinen Soldaten nicht zuviel Schaden zugefügt würde.

„Ich hatte auf dem Wege zu Euch heute ein anmutiges Abenteuer zu bestehen," sagte Duarte im Laufe des Gespräches. „Ein Fräulein aus edlem Hause, gleichwohl als Dörflerin gekleidet, wurde meine Führerin. Es war eine gute Vorbedeutung für Euer gastlich Schloß."

Baron Guilerin zerlegte gleichmütig ein Stück gebratenen Fasanen.

„Es war die Paula Juconerin," erwiderte er, „ich sah vom Fenster aus sie mit Euch daherkommen und war erstaunt ob ihres Anblicks, denn sie ist, wie man sagt, den Männern abhold, zumal dem fremden Kriegsvolk, das unsere Lande überschwemmt."

Duarte gab in kurzen Worten Auskunft, welcher Umstand es gewesen, der seine Begegnung mit der Jungfrau veranlaßt hatte. Baron Guilerin nickte, als die Erzählung geendet war.

„Das sieht ihr gleich," sprach er, „Furcht kennt sie keine und helfen, geben ist ihr absonderlich Vergnügen, wenn schon sie nicht gar viel zu geben hat."

„Sie teilte mir mit, daß ihrem Vater dieses Schloß einst gehörte."

„Nun ja," meinte Herr von Guilerin, „er nannte es sein eigen, aber schon seit Jahren war

kein Ziegel auf dem Dache mehr sein. Da kaufte ich es ihm endlich ab, damit ihm nur noch soviel bliebe, seine Frau und Kinder nicht betteln zu schicken, wenn er die Augen schlösse."

„Er muß der Tochter Worten nach ein Mann von hohem Werte gewesen sein," bemerkte der Prinz.

„Wie man es verstehen will, Hoheit. Er war eine gutmütige Haut, die allen helfen wollte und die kein Elend sehen konnte. Die Zeit, in der wir leben, hätte es ihm lehren sollen, daß man an den kommenden Tag denken muß, ohne daß man deshalb hart zu werden braucht. Er jedoch hätte sich das Wams vom Leibe gezogen, wenn ihn einer darum gebeten, er hätte dem Diebe, der ihn bestahl, noch einen Gulden dazugeschenkt, und so geschah es, daß er mit Hab und Gut schneller fertig war, als er es sich je hatte träumen lassen."

„Wunderlicher Mann, dessen Herz dennoch nicht viele seinesgleichen findet," sagte Duarte sinnend. „Wer aber giebt jetzt für die Seinen den Unterhalt?"

Der Schloßherr zögerte ein wenig mit der Antwort. „Es finden sich schon immerhin einige, die ihnen beistehen," erwiderte er endlich. „Das Häuschen gehört ihnen, in dem sie jetzt wohnen, das Holz in Winterszeit bekommen sie aus dem Walde hier. Viel brauchen die paar Frauensleute zum Lebensunterhalte nicht, überdem ist die Paula gar umsichtig und geschickt. Wo eins im Dorfe krank ist, wird sie gerufen und oftmals heilt sie einen Schaden so gut wie der beste Bader. Der Arzt aus Günzburg hat

ihr allerlei gelehrt und damit erwirbt sie ihr Brot, denn die Bauern haben Vertrauen zu ihr, weit mehr, als zu einem Arzte."

„Ein tapferes Mädchen fürwahr, dem ein besseres Los zu wünschen wäre," entgegnete Duarte. „Wo aber soll in dieser Einsamkeit der Freier herkommen, des Hand sie aus Armut und Dürftigkeit erlöst?"

„Er käme schon, wenn sie nur wollte," sagte der Baron, den Weinkrug an die Lippen setzend. „Sie aber ist ein stolzes, eigenwillig Ding, das auf einen wartet, den sie lieben kann, wie sie sich ausdrückt."

„Das ist bei einer so schönen Jungfrau begreiflich."

„Aber bleibt ein thöricht Verlangen," fiel der Hausherr etwas lebhafter als bisher ein. „Die kurzen Jahre, in welchen ein Mägdlein dem Manne begehrenswert erscheint, sind gar rasch vorbei und es kommt dann die Reue langsam dahergeschlichen, daß sie nicht zugriff, wo sich ihr ein Heim und ein rechtschaffener Versorger bot."

Duarte warf einen rasch prüfenden Blick zu dem Sprecher hinüber. Sollte er selbst, — aber das war ja kaum möglich! Der alternde, gelähmte Mann und jenes herrliche Geschöpf! Er wußte nicht, weshalb ihm der Gedanke so mißfiel; kaum kannte er den einen, noch die andere; welch einen Anteil konnte es ihm erwecken, wen jenes fremde Mädchen sich zum Gatten wählte?

Das Nachtmahl war vorüber; die Gäste zogen sich, der Ruhe bedürftig, zurück. Duarte stand noch einige Zeit an dem Fenster seines Erkergemaches und schaute in die stille Gegend hinaus, die fast taghell vom Monde erleuchtet wurde. Dort drüben auf jener Anhöhe lag das kleine Haus, das Paula Juconerin ihm als das ihre bezeichnet hatte. Ein schwacher Lichtschein drang aus einem der niederen Fenster; die junge Wandrerin war wohl inzwischen heimgekehrt, in treuer Sorge für die Ihren thätig, wie sie ihnen auch das tägliche Brot schaffte.

Welch seltsame Augen das Mädchen doch hatte! Sie blickten so ruhig fest und doch so sanft! Die Thränen, die das Geschick auch sie schon weinen lehrte, hatten ihnen nichts von ihrem Glanze zu rauben vermocht, der den Frieden einer starken, reinen Seele widerstrahlte. Es lag etwas in ihnen, das ihn an die Geliebte seiner Jugend, Maria de Lara, erinnerte, — dunkel, tief, unergründlich wie die Nacht, verlockend, ihre holden Rätsel zu lösen.

Er trat von dem Fenster hinweg. Was für thörichte Gedanken waren über ihn gekommen! Die Sommernacht mit ihren schmeichelnden Düften hielt ihn umstrickt, die ihm die Bilder längst vergangener Tage hervorgaukelten; vielleicht auch war der schwere Wein seines Wirtes schuld daran. Er lächelte über sich selbst. In kurzen Wochen führte ihn der Kriegssturm wieder hinweg; er sah sie wohl niemals wieder, die, an die enge Scholle gebannt, ihr stilles Leben

zum Segen und zum Heile anderer weiter lebte. Er würde sie vergessen, wie sie ihn, und flüchtig nur im wirren Treiben der Welt würde jene lichte Gestalt vor ihm erscheinen, die, von goldenem Abendglanze umflossen, heute an seiner Seite gegangen war.

Sechstes Kapitel.

Andrea Hekking kehrte mit ihrer Mutter von einem Gange in die Stadt heim; es war die Stunde, zu der ihr Vater seinen Vespertrunk zu nehmen pflegte, und sie hatte die Gewohnheit, ihm denselben zu bringen.

Rasch legte sie Mantel und Schleiertuch zur Seite, der lieben Pflicht zu genügen und mischte selbst den gewürzten Wein, den der Vater bevorzugte.

Aloys von Hekking hatte bereits der Tochter gewartet, aber das Lächeln, mit welchem er sie empfing, kündete ihr Gutes an, statt der Vorwürfe, die sie für ihre Versäumnis fürchtete.

„Verzeihet, herzlieber Vater," sagte sie, seine Hand küssend, „daß ich mich verspätete. Die Mutter befahl meine Begleitung und wir hatten einige Einkäufe zu machen, die Zeit erforderten."

„Einkäufe?" wiederholte der Rat gutgelaunt. „Gelten sie unserem Hausstande oder einem zukünftigen, der schon in den Köpfen von Euch Frauen aufgebaut wird?"

Andrea errötete. „Nein, mein Vater, ich würde nicht so kühn sein, an einen Hausstand zu denken, bevor Ihr nicht Eure Erlaubnis gabet.“

Der Vater streichelte leise ihr Haar. „Was meint das Töchterlein, wenn wir anfingen, daran zu denken? Haben es zwar nicht eilig, Dich wegzugeben, aber wenn der Rechte kommt, der Dir und uns gefällt, so soll er uns als Sohn schon genehm sein.“

Andrea war auf einem Schemel zu des Vaters Füßen niedergekniet und hatte ihr Haupt an seine Schulter gelehnt. „O, Ihr wisset es,“ flüsterte sie, „wer mir der Rechte wäre, seit langem schon, und daß es mein heißester Wunsch, er möge es Euch auch sein.“

„Nun ruhig nur, mein Mädchen,“ sprach der Rat. „Wohl wissen wir es, Deine Mutter und ich, und haben gegen den Leonhard auch nichts einzuwenden, als daß er von geringerem Stande ist, als Du. Seit Du als treue und gewissenhafte Tochter es uns eingestandest, daß Du ihn gern habest, zog ich mit aller Vorsicht Erkundigungen über ihn ein und sie lauteten bei seinen Oberen nicht anders, als günstig. Die Böhmersleute, seine Eltern, sind freilich nicht nach meinem Geschmacke, doch habe ich auch über sie nichts Übles in Erfahrung gebracht; man behauptet sogar, daß sie wohlhabende Bürger seien. Ist es Dir genug, das Weib eines Mannes zu werden, der aus niederem Hause stammt, so wollen die Mutter und ich nichts dawider haben.“

Andrea schaute zweifelnd zu ihm auf. „Verstehe ich Euch denn recht, teurer Vater?“ fragte sie schüchtern. „Erst unlängst sprachet Ihr Euch dagegen aus, daß ich einen Gatten bürgerlicher Herkunft wählen wolle; ich liebe ihn genugsam, dessen nicht zu gedenken, aber Ihr solltet Euren Sinn jetzt gewandelt haben?“

„Es können sich die Umstände ändern, meine Kleine,“ antwortete Herr von Hekking lächelnd. „Dein Leonhard besitzt in seinem Generale, dem erlauchten Prinzen von Braganza, einen hohen Gönner und gewichtigen Fürsprecher. Ihm hat er es zu danken, wenn des Kaisers Gnade ihm von neuem den Adelsbrief verlieh, von dem man behauptet, er sei den Vorfahren seines Vaters verloren gegangen. Sieh her, der Minister übergab ihn heute mir zur Ausfertigung. Schon morgen wird er aus der Hofkanzlei dem neuen Ritter zugestellt werden.“

In staunender Freude prüfte Andrea das wichtige Papier, das auf Befehl des Kaisers den Hauptmann Leonhard Koscielski in den Adelsstand des Reiches erhob. Sie legte für ihre eigene Person keinen Wert auf die Rangerhöhung des geliebten Mannes, doch wußte sie, daß eine solche für ihre Eltern von Bedeutung war.

„So darf ich ihn denn haben, Vater, lieber Vater?“ jubelte sie, „jetzt ist er ja wie einer der Unseren und Ihr werdet Euch der Wahl Eurer Tochter nicht mehr schämen.“

Er küßte ihre Stirn. „Es ist Deines Herzens Wunsch, mein Kind, und der einzige Makel gehoben,

den er in unseren Augen hatte. Ein jedes Elternpaar begehrt für eine geliebte Tochter meist ein glänzender Los, als ihnen selbst beschieden war, denn unsere Kinder pflegen uns teurer zu sein, als unser eigenes Leben. In ihnen blüht unsere Zukunft, unser zweites Glück, das reiner noch als das erste, weil es von den Schlacken der Eigensucht bereits sich losgelöst. Auch Dich wollen wir in solcher Weise gesichert sehen, denn es ist nicht von nebensächlichem Werte, welchen Namen Du für den Deiner Eltern eintauschest und wie das Haus beschaffen ist, in das Du an der Hand Deines Gatten trittst. Du hast von Stund an seinen Eltern Tochter zu sein, wie uns, Du hast ihnen Gehorsam, Ehrfurcht, kindliche Liebe entgegenzubringen, gleichviel, ob Dir ihre Art zusagt, ob nicht, und ist die Neigung auch für Deinen Gatten stark genug, über jede Äußerlichkeit, die Dir bisher ungewohnt, hinwegzusehen, die Kämpfe mit den Seinen werden Dir nicht immer erspart bleiben. Erziehung und Gewöhnung bilden eine Kluft, die, zuweilen unüberbrückbar, die verschiedenen Stände scheidet, und auch Dein Auge, Andrea, wird eines Tages in diese Kluft blicken. Möge dann das, was Du Dir als Glück erwähltest, reich genug sein, um Dir keine Sehnsucht zu erwecken nach dem, was Du verließest. Soweit es Menschenhände können, haben wir Dein Los geebnet, und erhält sich Leonhard Koscielski in seiner Oberen Gunst und Schätzung, wird er dereinst seinen Platz mit Ehren in der Welt ausfüllen. Ungewiß ist für den Kriegsmann diese

Zeit; Gottes Gnade schirme sein Leben und verleihe seinen Thaten Glück und Gedeihen!"

Seine Stimme war bei den letzten Worten weich geworden, seine Hand legte sich auf der Tochter Haupt. Ja, er empfand es nur zu wohl, es war kein leichter Entschluß, in diesen unheilbringenden Jahren das einzige Kind einem Kriegsmanne zur Gattin zu geben, dessen Geschick, von tausend Zufälligkeiten abhängig, schwankend, wie das Rohr im Sturmwinde war. Von der Willkür ihrer Führer hin und her geworfen, schonungslos jeder Gefahr, jeder Entbehrung preisgegeben oder, wie des Friedländers Scharen, als Sühnopfer für des Feldherrn Unterliegen hingemetzelt, war der Soldat des dreißigjährigen Krieges fast bei seinem Eintritt in das Heer schon ein verlorener Mann. Wenigen nur war es vergönnt, in Ruhm und Ehren von dem Schauplatze abzutreten, und die wilde Zügellosigkeit der gesamten Truppenteile, die von Jahr zu Jahr mehr um sich griff, hatte nicht zum mindesten ihren Ursprung in der Überzeugung jedes einzelnen, daß ihm nur das Heute noch gehörte, daß nicht einer von ihnen des kommenden Morgen noch gewiß sei.

Aloys Hekking schob sanft die Tochter zurück und erhob sich von seinem Sessel. „Komm zur Mutter," sagte er in dem gewohnten ruhigen Tone, der ihm eigen war. „Wir wollen ihr die gute Botschaft bringen und ihr anheimstellen, ob sie uns den Leonhard für morgen als Tischgast einladen will."

* * *

Das feierliche Verlöbnis des jungen Paares fand an einem der folgenden Tage statt und wurde im Hause des Rates von einem zahlreichen Freundeskreise festlich begangen. Die Eltern des Bräutigams fehlten jedoch dabei. Frau von Hekking hatte sich nicht entschließen können, den Kupferstecher und seine Gattin, die „Böhmersleute", aufzufordern, an der Feier teilzunehmen; nur Marcella hatte auf Andreas inständiges Bitten den Bruder begleiten dürfen.

Das schöne Mädchen erregte bei den Gästen ein gewisses Aufsehen und sah sich von der jüngeren Männerwelt, zu der auch Balthasar von Törek gehörte, schnell mit Huldigungen umringt, die sie zum stillen Unbehagen der Rätin mit sichtlichem Wohlgefallen entgegennahm.

Frau von Hekking winkte endlich ihre Tochter zu sich. „Sage Deiner zukünftigen Schwägerin," gebot sie ihr, „daß sie sich zu den Frauen setze. Ein Gebaren, wie das ihre, ist in meinem Hause nicht Brauch."

Andrea ging, den unliebsamen Auftrag auszuführen. Sie teilte den Kreis der umgebenden Kavaliere und legte ihren Arm kosend in den Marcellas.

„Willst Du nicht mit mir kommen?" fragte sie sanft. „Meine Gespielinnen drüben warten bereits Deiner. Sie alle sind begierig, meine neue Schwester kennen zu lernen."

Marcella warf unmutig ihr rotgoldenes Haar zurück. „Sie mögen sich gedulden," erwiderte sie,

„es ist kurzweiliger hier, als bei ihnen. Ich werde später kommen.“

„Recht, Fräulein,“ rief Balthasar Törek. „Es wäre grausam, uns schon zu verlassen.“

Die anderen Kavaliere stimmten lebhaft ein; Andrea war betroffen verstummt; die kecke Art ihrer neuen Anverwandten war ihr etwas völlig Ungewohntes, doch des ihr gewordenen Befehles sich erinnernd, machte sie einen zweiten Versuch, Marcella zum Mitgehen zu bewegen.

„Meine Mutter wünscht, daß Du zu den Frauen und Jungfrauen Dich gesellest,“ sprach sie etwas entschiedener als zuvor.

Marcella blickte erstaunt auf. „Aber ich sagte ja, daß ich hier bleiben wolle,“ entgegnete sie kurz.

Andrea wandte sich verletzt ab; sie mußte das spöttische Lächeln in den Mienen einiger der in ihrer Umgebung befindlichen Kavaliere gewahren; das Wesen der Schwester ihres Verlobten bildete zu dem der übrigen Jungfrauen einen so befremdenden Gegensatz.

Sie schritt zu Leonhard, der im Gespräche mit einigen älteren Männern dem Vorgange keine Beachtung geschenkt hatte; er verließ seinen Platz sofort, als er seine Braut nahen sah.

„Du suchtest mich, Andrea?“ fragte er. „Was ist Dein Begehr?“

„Ich möchte Dich bitten,“ antwortete sie, „Deine Schwester zu bestimmen, sich, wie meine Mutter es wünscht, zu den Frauen zu begeben, statt so laut, wie bisher, mit den Herren sich zu vergnügen.“

Leonhards Stirn verschattete sich. „Warum sagst Du ihr dies nicht selbst?"

„Ich that es bereits, doch ich hatte bei ihr keinen Erfolg."

„Das beklage ich. Sie ist ein eigenwilliges Kind und gewöhnt, nur zu thun, was ihr gefällt."

„Auch, wenn Deine Eltern ihr befehlen?"

„Leider auch dann."

„So sprich Du mit ihr. Ich möchte nicht, daß sie bei meiner Mutter einen üblen Eindruck machte, denn sie ist mir als Deine Schwester lieb und wert."

Ein Strahl tiefer Zärtlichkeit brach aus seinen Augen. „Dank Dir für dieses Wort," flüsterte er; „mögen es die Meinen stets um Dich verdienen."

„Sie werden es," erwiderte sie innig. „Morgen sogleich wollen wir gemeinsam Deine Eltern besuchen und uns ihren Segen erbitten."

Er drückte schweigend ihre Hand und ging dann zu seiner Schwester, die, etwas abgesondert von den anderen, mit dem jungen Törek in einer Fensterbrüstung stand. Er redete halblaut und eifrig zu ihr und seine Worte riefen mehr als einmal ein fliegendes Rot auf ihre Wangen.

„Ich hätte Ursache, Euch zu zürnen," schloß er endlich, „weil Ihr meinen Bitten grausam widerstrebt, mich hier und da zu treffen, wenn ich stundenlang schon auf Euch wartete. Lasset Euren rußigen Bewerber fahren, der Eurer nimmermehr wert; was ist Euer Los als solchen Mannes Weib?"

„Ihr zürnt mir mit Unrecht, edler Herr," sagte

Marcella in dem unterdrückten Tone, in welchem das ganze Gespräch geführt wurde. „Ich kann nicht, wie Ihr es vorschlugt, zu jeder beliebigen Stunde unser Haus verlassen. Wollet Euch genügen an den wenigen Minuten, die ich Euch am Gartenzaune sehen darf.“

„Diese genügen mir eben nicht, schöne Marcella,“ lachte Balthasar, „Ihr müsset anderes ersinnen, um mich froher zu machen.“

„Ich will mich mühen, es zu thun und — ah, Du bist es, Leonhard,“ fügte sie, ohne aus der Fassung zu kommen, hinzu. „Das ist recht von Dir, Dich einmal nach mir umzuschauen.“

„Ich meine, es sei Zeit dazu,“ sprach er ernst, „ich komme, Dich mit mir zu nehmen. Andrea wartet im anstoßenden Zimmer Deiner.“

„Andrea war schon hier, doch ich mochte nicht mit ihr gehen.“

„So wirst Du es augenblicklich mit mir thun,“ sagte er mit Nachdruck. „Du bist in einem fremden Hause und darfst nicht nach Deinem eigenen Ermessen handeln, sondern mußt Dich dem Willen derer fügen, die hier zu gebieten haben. Komm!“

Marcella sah aus, als wolle sie noch einen Widerstand versuchen, doch sie wagte es nicht, ebensowenig, wie Balthasar dem strengen Bruder gegenüber noch einen Einwand, eine Gegenrede finden konnte.

Stumm folgte sie ihm zu dem bezeichneten Zimmer, wo Andrea sie mit einem gütigen Worte

empfing und sie während des übrigen Teiles des Abends an ihrer Seite behielt. Gern hätte sie der Mutter ebenfalls ein freundlich Wort für den unwillkommenen Gast abgelockt, doch Frau von Hekking beachtete das schöne Mädchen nicht. Andrea empfand dies mit einem gewissen Schmerze; sie war entschlossen, alles, was zu dem Geliebten gehörte, mit warmer Zuneigung an ihr Herz zu nehmen, die Kränkung, die den Seinen widerfuhr, als die ihre zu fühlen.

Der Widerstreit, in den ihre Wahl sie brachte, schien heute schon zu beginnen, da sie ihrer Mutter — sie mußte es zugeben — nicht ungerechtfertigtes Mißfallen an Marcellas Wesen gewahrte. Ein leises Bangen kam über sie, — gewaltsam kämpfte sie es nieder; wie durfte sie im Aufgange ihres neuerkämpften Glückes so kleinmütig sein? Sie hatte den Eltern zu danken, daß sie ihren Wünschen die eigenen untergeordnet; es würde alles übrige sich mit der Zeit ausgleichen.

In dieser frohen Zuversicht trat sie am folgenden Tage den Weg zu den Eltern ihres Verlobten an und lachte über Leonhard, der ernst und schweigsam neben ihr ging.

„Woran denkst Du, Lieber?“ fragte sie endlich, als sie auf eine an ihn gerichtete Bemerkung keine Antwort erhielt.

„Ich dachte daran,“ erwiderte er, „daß ich Dich jetzt in ein schlichtes Bürgerhaus führe und ob es Dir darin je heimisch werden würde.“

„Zweifelst Du, thörichter Mann? Ist es nicht Deine Heimat, das Haus, in welchem Du die Jahre Deiner Kindheit und Jugend verbrachtest? Könnte ich anders, als mit Dank und Bewegung die lieben, einfachen Räume sehen?“

„Es sind die Räume nicht allein, Andrea, die mich zu der Frage bringen,“ sprach der junge Hauptmann. „Ich möchte die Bitte an Dich richten, auch Nachsicht mit den Eltern zu haben, solltest Du sie anders finden, als Du Dir sie vorstelltest.“

„Eine solche Bitte, Leonhard, kann nicht aus Deinem Herzen kommen, das bisher so fest dem meinen vertraute,“ entgegnete Andrea. „Liebte ich Deine Eltern nicht, wie sollte ich Dich lieben, dem ich mich freudigen Sinnes angelobte für mein ganzes Leben? Ich kann die Deinen nicht von Dir trennen, dessen ich seit dem Beginne unserer seligen Liebe so froh und stolz gewesen bin. — Und nun blicke wieder hellen Auges um Dich, damit Deine Eltern an unser Glück glauben.“

„Sie müssen es wohl, wenn sie Dich, Holde, sehen,“ antwortete er, in ihr Antlitz schauend, das jede Regung ihrer Seele widerspiegelte. „Sieh, dort beginnt schon unser Garten; wir sind sogleich zur Stelle und könnten, den Weg zu kürzen, durch die Pforte eintreten, zu der ich den Schlüssel bei mir führe.“

Sie legten unwillkürlich rascher die kurze Strecke zurück, die sie noch von ihrem Ziele trennte. Leonhard zog seinen Schlüssel hervor, der Verlobten die Gitter=

thür zu öffnen. Zu seinem Erstaunen fand er sie unverschlossen und nur leicht angelehnt.

„Wer mag nur hier hinausgegangen sein?" bemerkte er kopfschüttelnd. „Der Vater will es nicht, daß die Pforte offen bleibe, weil er viel seltene Pflanzen und Früchte zieht, die leicht die Habgier streifenden Gesindels wecken. Daher besitzen wir nur zwei Schlüssel, von denen er den einen selbst aufbewahrt."

Er verschloß sorgfältig die Pforte von innen und ging mit Andrea durch die wohlgepflegten Baumgänge dem Hause zu.

„Wie schön Euer Garten ist," rief die Jungfrau bewundernd, „welch herrliche Blumen Ihr habt! Nie sah ich so große Dreifaltigkeitsveilchen und dort die Rosen ziehen in ihrer Fülle fast die Zweige hinab. — Da ist ja auch Marcella; aber wer ist denn bei ihr?"

Auch Leonhard hatte seine Schwester entdeckt, die in angelegentlichem Gespräche mit einem Fremden den Gang vor ihnen hinaufschritt.

„Marcella," rief der Bruder laut und befehlend.

Betroffen wandte sich das Paar um; zu seiner Überraschung erkannte Leonhard in dem Begleiter seiner Schwester Balthasar Törek. Die sichtliche Verlegenheit Marcellas, die gezwungene Haltung des jungen Kornets bedurften keiner Erklärung; Leonhards Brauen hatten sich finster zusammengezogen, die Gegenwart seiner Braut hinderte ihn, Marcella einen Verweis zu geben. Er fühlte sich unendlich

peinvoll berührt, daß Andrea mit ihrem Eintritte in sein Heim Zeugin einer derartigen Scene werden mußte.

Mit kaltem Gruße wandte er sich an Balthasar Törek. „Ihr wolltet offenbar zu meinem Vater, Ritter von Törek,“ sagte er, „und seine Arbeiten in Augenschein nehmen, an welchen Ihr unlängst Wohlgefallen äußertet. Ist es Euch genehm, meine Braut und mich zu begleiten, wollet mit uns in das Haus gehen.“

Es hatte Balthasar nichts ferner gelegen, als des alten Koscielski Arbeiten je einer Beachtung zu würdigen, dennoch sah er ein, daß er den Ausweg ergreifen müsse, den Leonhard ihm mit seinen Worten bot.

„Ich werde Euch dankbar sein, wenn Ihr mich bei Eurem Vater einführen wollet,“ erwiderte er schnell gefaßt. „Soeben ersuchte ich Eure anmutige Schwester, es zu thun, als ich zufällig sie am Gitter stehen sah.“

Er begab sich an die Seite Andreas, unbefangen mit ihr zu plaudern, von dem gestrigen Feste zu sprechen und nach dem Ergehen der Ihren zu fragen.

Doch die einsilbigen Antworten des Mädchens verrieten ihm, daß sie dem Vorwande seines Hierseins keinen Glauben schenke. Ihr Blick ruhte so seltsam fragend auf Marcella, die sich vergebens bemühte, eine gelassene Miene zu zeigen.

An der Thür des Hauses blieb er stehen. „Ich glaube, aus Euren Worten entnehmen zu müssen,

daß Ihr die würdigen Eltern Eures Verlobten zum ersten Male sehet," sagte er höflich. „Da ist es besser, ich verschiebe meine Absicht, mir die kunstvollen Arbeiten Meister Koscielskis zu betrachten, auf ein anderes Mal, um nicht störend zwischen Euch zu stehen. Mögen freundliche Geister Euch in dieser Stunde umschweben, edles Fräulein; meine Wünsche für Euer stetes Glück geleiten Euch."

Andrea erwiderte die schmeichelnde Rede nur mit einem Neigen des Hauptes, auch Leonhards Abschiedsgruß fiel ziemlich kalt aus; Balthasar schien es nicht zu beachten. Er schaute nach Marcella hinüber, die gesenkten Blickes neben ihrem Bruder stand; als er jedoch sich überzeugte, daß weder Ort noch Stunde einer weiteren Verabredung mit dem schönen Mädchen günstig seien, schritt er, ein Liedchen trällernd, davon.

„Wie gelangtest Du dazu, Törek in unseren Garten einzulassen?" fragte Leonhard seine Schwester.

„Du hörtest es bereits," entgegnete sie, „er wollte bei dem Vater ein Wappenschild gefertigt haben."

„Dann konnte er zur vorderen Thür des Hauses hereinkommen, nicht durch den Garten."

„Ich stand zufällig am Gitter; es wäre unhöflich gewesen, ihn nicht aufzufordern, seinen Weg zu kürzen, indem er durch den Garten ging," sagte Marcella.

„Ich verbiete Dir, diese Zufälligkeit je zu wiederholen," betonte Leonhard, „Du bist des Achaz Schommer verlobte Braut und wenig geziemend ist

es für eine Jungfrau, die sich einem Manne versprach, mit fremden Kavalieren allein zu lustwandeln. Ich hätte nicht übel Lust, die Eltern davon in Kenntnis zu setzen, daß sie ein wachsam Auge auf Dich haben."

„Die Mutter weiß es," rief Marcella unbedacht.

Leonhard erblaßte. „Das vermag ich nicht zu glauben," erwiderte er trotzdem, „doch genug; jetzt gehe auf Deine Kammer, während ich Andrea zu den Eltern bringe."

Nepomuk Koscielski und sein Weib hatten soeben ihren Mittagsschlaf gehalten und dehnten sich behaglich in ihren gepolsterten Sesseln, als ihr Sohn in das Zimmer trat, an seiner Hand das schlanke, reichgekleidete Mädchen, das er ihnen als Tochter zuführte. Beide fuhren bestürzt empor, sie hatten den Besuch nicht so frühe erwartet und Frau Wanda ärgerte sich im stillen, daß sie kein besseres Gewand angelegt.

Andrea ließ ihnen nicht Zeit, sich von ihrem Schrecken zu erholen; in aufwallender Herzlichkeit eilte sie auf die Eltern des Geliebten zu.

„Da habt Ihr Eure neue Tochter, lieber Vater, teure Mutter," rief sie, ihre Hände ergreifend, „und wie Ihr Euren Sohn bisher geliebt, so schließt auch fortan mich in Eure Herzen."

Die ungekünstelte Wärme, die aus ihren Worten sprach, konnte ihres Eindruckes nicht verfehlen; Frau Wanda wußte nichts zu erwidern; sie zog das Mädchen in ihre Arme und küßte ihr die blühenden Wangen,

während der Kupferstecher in seiner Verwirrung einen böhmischen Segensspruch murmelte.

Andrea löste sich sanft aus der Umarmung der Mutter, um auch ihm die reine Stirn zum Kusse zu bieten, dann nahm sie zwischen den beiden Alten Platz, entschlossen, alles an ihnen recht und gut zu finden.

Leonhard half über die entstehende Pause hinweg, indem er einige gleichgültige Fragen an seine Eltern richtete. Frau Wanda nahm mit großer Aufmerksamkeit den gewählten Anzug der künftigen Schwiegertochter in Augenschein und konnte sich endlich nicht enthalten, den Stoff des Gewandes zu betasten.

„Das ist wohl gar Brabanter Tuch, Andrea?" sagte sie. „So einen Rock habe ich auch einst gehabt; kostete die Elle zwei Goldgulden davon; was ist denn dieser wert?"

„Ich weiß es nicht genau," antwortete Andrea freundlich, „die Eltern schenkten mir das Gewand zu meinem letzten Namenstage."

„So, so," meinte die Alte, „nun ja, die können es ja. Sind unmenschlich reich und vornehm dazu, viel zu vornehm für unsereins."

„Denkt das nicht, liebe Mutter," entgegnete die Braut mit ihrer süßen, weichen Stimme. „Meine Eltern und Ihr werdet Freunde werden, sobald Ihr Euch nur kennt."

„Hatten es nicht eilig, uns zu kennen," murrte die Böhmin, „waren wohl zu schlecht, mein Mann und ich, für das Fest gestern?"

Andrea warf einen hilfesuchenden Blick zu ihrem Bräutigam hinüber, dessen Antlitz ein dunkles Rot bedeckte.

„Ihr müßt das nicht so genau nehmen, Mutter," sagte er herbe, „empfindet Ihr es denn nicht selbst, daß Ihr in einem fremden großen Kreise kein Behagen verspüren könntet?"

„Wir sind eben nur Handwerksleute," warf der Kupferstecher ein, „und wenn unser Sohn so hoch hinaus will, Mutter, können wir nicht mitthun. Ist uns ja auch eine große Ehre, daß er uns eine so schöne und fürnehme Tochter bringt und werden es immer zu schätzen wissen."

„Ei, sicherlich," sagte Wanda Koscielski, „und hoffentlich bleibt die Marcella nicht dahinter zurück, sondern nimmt sich auch einen, der von adligem Hause ist."

„Wenn Ihr damit den Balthasar Törek meint," sprach Leonhard, „so würde ich dagegen Einspruch erheben."

„Weshalb?" entgegnete die Mutter. „Sie gefällt ihm und er ihr."

„Dann hättet Ihr dem Achaz längst sagen sollen, daß es zwischen ihm und meiner Schwester aus sei, wenn Ihr nicht vorziehet, daß ich es thue."

„Das lasse Marcella ihm mitteilen, sobald sich eine Gelegenheit findet," erwiderte Wanda vorsichtig.

„Nein, Mutter, er muß es baldmöglichst erfahren; ich dulde es nicht, daß mein einstiger Gespiele hintergangen wird."

„Er soll die Augen selbst offen halten," bemerkte der Kupferstecher, „dann wird ihm kein Schaden geschehen. Was müssen wir die Marcella für ihn aufheben, wenn sich etwas Besseres findet?"

„Ich bin der Meinung, daß man ein gegebenes Wort halten solle," war die scharfe Entgegnung, „oder würdest Du, Andrea, mich aufgeben, wenn plötzlich Dir ein anderer mehr gefiele, als ich?"

„O, Leonhard, wie magst Du solchen Gedanken fassen?" sagte Andrea vorwurfsvoll. „Was könnte jemals zwischen uns treten, uns zu trennen?"

Er preßte seine Lippen auf ihre Hand. Die Art, wie seine Eltern sich der Braut zeigten, bereitete ihm unsägliche Pein. Nie zuvor war ihm die Niedrigkeit ihrer Gesinnungen, der Mangel gefälliger Lebensformen an den Seinen so bedrückend zur Kenntnis gekommen, als seit seiner letzten Rückkehr aus dem Felde.

Er war als kaum erwachsener Jüngling der Werbetrommel gefolgt und nur vorübergehend in sein elterlich Haus gekommen; die Zärtlichkeit der Seinen, der freudige Stolz, mit dem sie den tapferen Sohn empfingen, ließen keine andere Regung, als die kindlicher Ergebenheit und Liebe in seinem Herzen erstehen, die reichen Zuwendungen, die er von ihnen erhielt, wandelten ihm Vater und Mutter zu opferwilligen Märtyrern, da er voraussetzen mußte, daß sie um seinetwillen Entbehrung sich auferlegten.

Jetzt plötzlich mußte er Wahrnehmungen machen, die mit den früheren in Widerspruch zu stehen schie-

nen; oder trug sein Verkehr in dem Hause seiner Braut, die Freundschaft, mit der sein hoher Gönner, Dom Duarte, ihn auszeichnete, die Schuld, daß er an den Seinen Eigenschaften entdeckte, die ihm abstoßend und unerträglich dünkten?

Andrea, der seine Stimmung nicht entging, suchte dem immer unerquicklicher werdenden Gespräche eine andere Wendung zu geben. „Leonhard erzählte mir unlängst, lieber Vater," begann sie, „daß Ihr Künstler seiet und gar prächtige Tafeln auf Kupfer anfertiget. Wollet Ihr mir nicht einiges zeigen? Ich sah schon viel dergleichen und habe Freude daran."

Nepomuk erhob sich, ihrem Verlangen zu willfahren; Frau Wanda verließ das Zimmer, um, wie sie sagte, Marcella zu holen.

Andrea besichtigte die Kupferplatten, welche der Alte ihr vorlegte, und sprach ihm bei diesem und jenem Stücke ihre Bewunderung aus. Koscielski wurde, durch den Beifall ermuntert, etwas zugänglicher und Leonhard atmete einigermaßen auf, als er beide über Zeichnungen und Wappenkunde eifrig Meinungen austauschen hörte. Er bewunderte das Zartgefühl seiner Braut, so verständnisvoll auf die Gedanken seines Vaters einzugehen, so demütig und ehrerbietig sich von ihm belehren zu lassen. Es konnte ja nicht anders sein. Dem hinreißenden Liebreize Andreas mußte es gelingen, auch hier versöhnend zu wirken, ihr Einfluß würde stark und mächtig genug sein, die Härten zu mildern, die ihr in dem Wesen ihrer neuen Anverwandten entgegentraten, und ihre

Güte verzeihend über alles sie Befremdende hinweggleiten.

Von der Treppe, die zur oberen Kammer führte, kam es herabgerauscht, wie von schweren Gewändern, die Thür wurde aufgestoßen; auf der Schwelle stand, einen Kredenzteller mit Erfrischungen in den Händen, merkwürdig aufgeputzt, Frau Wanda. Sie hatte sich in der Eile mit allem Kostbaren ausstaffiert, das ihr in die Hände gefallen war. Über ihr Hausgewand war ein Sammetrock gestreift, der in einem goldgestickten Schweife endete. Auf dem grünen Mieder hingen drei Halsketten übereinander bis fast zum Gürtel hinab, die weitgepufften Ärmel waren so stark gepolstert, daß ihre Trägerin Mühe hatte, durch die schmale Thür zu gelangen. Ein hoher Spitzenkragen umgab den Hals der Böhmin; auf dem ergrauten, schlecht geordnetem Haar schwebte eine mächtige Flügelhaube mit langflatternden Bändern.

Leonhard schaute voll Entsetzen auf die wunderliche Erscheinung, Andrea vermochte mit aller Mühe kaum ein Lächeln zu unterdrücken, Nepomuk Koscielski stieß ein eigentümliches Grunzen aus, ob der Befriedigung, ob des Spottes, war nicht zu unterscheiden.

„Aber, Mutter,“ rief Leonhard, „wozu habt Ihr Euch so sonderbar geschmückt?“

Frau Wanda kam gespreizt näher. „Ich wollte Deiner Andrea nur weisen, daß wir es auch an kostbaren Sachen zur Genüge hätten,“ antwortete sie wohlgefällig, „und daß sie sich unser nicht in ihres

Vaters Hause zu schämen braucht, wenn es wieder Gäste giebt. Der Rock hier hat hundert Goldgulden gekostet, die Ketten —"

„Liebe Mutter, das ist ja völlig gleichgültig," wehrte der Sohn ab, „welchen Anteil kann es einem von uns erwecken, was derlei gekostet?"

„Wenn es die edle Frau von Hekking hört, die uns gestern nicht geladen, wird sie anders über uns denken. Lasse es die Andrea ihr nur fleißig sagen, daß bei uns auch keine Armseligkeit herrscht. Wir essen unsere drei Schüsseln jeden Tag und der Wein hier kommt aus der Kellerei des fürstlich Lobkowitzschen Verwalters."

„Und Du hast ihn Dir wohl schon schmecken lassen, Alte?" lachte ihr Mann. „Schwatzest genug krauses Zeug daher."

Frau Wanda stimmte in das Gelächter ein, während sie Andrea den gefüllten Becher bot. Die Jungfrau tauchte nur die Lippen in den Wein und reichte dann den Becher ihrem Verlobten; der Blick, den sie dabei auf ihn richtete, schien eine Bitte auszusprechen.

Er verstand sie und setzte den Becher auf den Tisch. „Die Zeit Andreas ist um," sagte er, „wir müssen fort, ihre Eltern werden unser warten."

Der Kupferstecher und sein Weib machten keine Anstalten, sie zu längerem Bleiben zu bewegen; als das junge Paar sich entfernt hatte, nahmen beide ihre vorigen Plätze wieder ein, die volle Weinkanne zwischen sich stellend.

„Wie gefällt sie Dir?“ brach Frau Wanda das Schweigen.

„Schön ist sie; scheint auch gut zu sein,“ sagte der Mann.

„Ein hoffärtig Kraut dünkt sie mir. Die meint, sie thut uns eine Ehre, den Leonhard zu heiraten,“ fiel seine Gattin ein. „Ob sie ein einzig Mal gesagt hat, wir sollten in ihrer Eltern Haus kommen!“

Nepomuk zuckte die Achseln. „Da gehören wir nicht hin, und ich will auch nicht.“

„Weil Du ein Banghase bist und plötzlich Furcht hast, es könne einer Dir über die Schulter schauen,“ spottete Wanda weinselig. „Der gnädige Rat hat gar einen scharfen Blick.“

„Schweig, Weib,“ gebot er rauh.

„Wenn nur erst die Marcella den Ritter von Törek hat, dann sollen die von Hekkings uns nichts mehr anhaben. Der ist reich und muß uns auf seine Güter nehmen. Da brauchst Du nicht mehr zu arbeiten und es ist auch gut so; das Ding hat seit kurzem mehr Beschwer als zuvor. Da schenk mir ein, Alter, und mach kein so saures Gesicht; bist ja wie ausgewechselt seit der letzten Zeit.“

„Ich wollte, ich hätte es nie angefangen,“ sagte er.

„Darüber jetzt zu klagen, ist ein unnütz Beginnen. Wir haben Glück und gute Tage davon gehabt.“

„Wären die Kinder nicht gewesen, es brauchte nicht zu sein.“

„Sie haben uns zu danken, was wir für sie gethan.“

„Der Leonhard wird es uns niemals danken.“

„Und war das meiste doch für ihn geschehen. Nun ist er gut daran und wir werden noch hohe Ehre an ihm erleben, die ich mir von den Hekkings nicht nehmen lasse. Ich trinke darauf, daß wir dem gnädigen Vater in Bälde begegnen werden.“ —

Durch die menschenleeren Gassen gingen stumm und in sich gekehrt die Brautleute dahin. Die soeben verlebte Stunde zitterte in ihnen nach und sie scheuten beide sich, den Eindrücken Worte zu geben, die sie empfangen.

Leonhard vermochte endlich das Schweigen nicht mehr zu ertragen. „Vergieb mir,“ sagte er leise.

„Was, Teurer?“ fragte Andrea weich.

„Vergieb mir, daß ich Dich zu den Meinen führte, die Deiner Art so wenig angemessen sind.“

„Ich mußte es erwarten, sie anders zu finden, als die Menschen, mit denen ich außerdem in Verkehr bin.“

„Und wandelt Dich nicht Reue an über Dein mir gegebenes Wort?“ fragte er nicht ohne Wehmut. „Nie zuvor glaubte ich es ermessen zu haben, wie verschieden unser Denken und Fühlen von jenen sein kann, die uns Gott als unsere Nächsten auf der Welt gegeben.“

„Die Frage solltest Du nicht an mich richten, Geliebter,“ erwiderte sie sanft. „Der Unmut, den uns eine Enttäuschung bereitete, drängt unser eigenes Ich zurück und finstere Geister nehmen seine Stelle ein, die uns zuflüstern, was wir in ruhiger Stunde

nicht glauben würden. Auch Du, mein Leonhard, wirst es schon morgen nicht mehr glauben wollen, daß äußerlich Sein und Wesen derer, die Dir nahe stehen, mich Dir entfremden könne, Du müßtest Deine Andrea nie gekannt haben, wenn Du ihr nicht mehr Urteilskraft zutrautest."

Er schwieg; in seinem Innern lebte ein dumpfes Empfinden, als wenn es sich nicht mehr um Außendinge bei den Eltern handle.

Ihre Hand stahl sich in die seine. „Wie mag ein flüchtiges Wort, wie eine Regung, die Du nicht teiltest, Dir den Frohsinn rauben?" fuhr sie fort. „Siehe, die Zukunft ist unser und sie gehört uns ganz allein. Der gütige Gott wird unser aller Bitten erhören und unserem armen Lande den Frieden schenken; dann werden wir vor seinem Altar für immer vereinigt und ich folge Dir, wohin Du gehst. Wir standen in Treue zu einander, bis es uns gelang, den Widerspruch meiner Eltern zu besiegen und wir sollten unseres Glückes stets gewiß sein, wenn wir nur eins im Glauben aneinander, daß unsere Liebe fester wird mit jedem Tage, den wir verleben, ob er in Freude und Sonnenschein dahinfließe, ob Sturm und Wetter über uns hinwegbrause."

Seine Brust hob ein tiefer Atemzug. „So soll es sein, Geliebteste," sprach er. „Wer dürfte Kleinmut hegen, wenn an seiner Seite ein Engel geht, der ihm so holden Trost zu sagen weiß?"

Siebentes Kapitel.

Dom Duarte saß über ein Buch geneigt an dem Fenster des Schloßgemaches, das Baron Guilerin ihm eingeräumt. Er war fast eine Woche der Gast desselben und der Hausherr hatte sich an die Gegenwart der Fremden gewöhnt, wie die Besitzer großer Güter sich sämtlich daran gewöhnen mußten, für Wochen und Monate die zeitweilige Herrschaft über ihr Eigentum aufzugeben. Die Mehrzahl der Landbewohner durfte ja von Glück sagen, wenn sie nicht gewaltsam ausgeplündert wurde und die einquartierten Soldaten ihr einen Teil der Ernte oder des Viehes ließen.

Baron Guilerin bemerkte zu seiner Beruhigung, daß unter den Truppen des Prinzen von Braganza strenge Disciplin herrschte und dies machte ihn dem jungen Generale geneigter, als es sonst der Fall gewesen wäre. Er sorgte auf das beste für sein Wohlbehagen und stellte ihm sein Haus in jeder Weise zur Verfügung. Duarte genoß diese Zeit der völligen Ruhe und Abgeschiedenheit in dem einsamen Schlosse mit tiefer Befriedigung; sie gewährte ihm die

Muße, sich wieder mit voller Seele seinen Lieblings-beschäftigungen zu widmen, die Werke zu studieren, die er auf seinen Kriegszügen sich verschafft hatte, oder die er von Zeit zu Zeit aus seiner Heimat noch erhielt.

Auch die Bibliothek des Schlosses bot ihm manchen seltenen Fund; sie stammte noch von dem früheren Eigentümer und war zu seiner Überraschung mit großer Gewissenhaftigkeit geordnet.

„Das hat die Paula gethan," erläuterte der Baron, als Duarte seine Bewunderung aussprach. „Sie kommt noch zuweilen und sucht sich dies und jenes heraus. Es sind die Stammtafeln ihres Hauses darunter, auch manche Handschrift aus dem Geschlechte der Juconer. Und die Gesänge des Dante hier hat sie selbst abgeschrieben, aber sie gelangte nicht weit damit, da sie fortzog."

„Sie sollte die Arbeit weiterführen," meinte Duarte, das bezeichnete Heft zur Hand nehmend.

„Dazu fehlt es ihr an Zeit, sie läßt sich jetzt nicht gar zu häufig blicken; vielleicht, weil das viele Kriegsvolk sie schreckt."

„Gestattet Ihr, das ich einige Bücher in mein Zimmer nehme?" fragte der Prinz. „Es liest sich gar behaglich in Eurem lauschigen Erker."

„O nehmt, Hoheit, was Euch gefällt," sprach Baron Guilerin, „es findet außer Euch an den vergilbten Bänden kaum jemand Kurzweil."

Dom Duarte wählte aus der vor ihm befindlichen Bücherreihe einige lateinische und italienische Werke; als er in seinem Zimmer angelangt war, bemerkte

er, daß Paulas Arbeit sich darunter befand. Es war wohl nur Zufall gewesen, daß er sie mitgenommen hatte.

Gedankenvoll schlug er sie auf. Die klaren, festen Schriftzüge muteten ihn wie Bekanntes, Längstvertrautes an. Wo hatte er nur eine solche Handschrift schon gesehen? Er täuschte sich gewiß; unter den Frauen, die er je getroffen, war nicht eine, die solcher männlich kräftigen Züge fähig.

Er blickte auf die Worte vor ihm hin:

„Nessun maggior dolore, che ricordarsi del tempo felice nella miseria,“ die Klage, mit welcher der große Dichter den ergreifendsten seiner Gesänge einleitet, und es war ihm, als wisse er, weshalb die nie zuvor gesehene Handschrift ihm nicht mehr fremd erschien.

Das Wesen ihrer Schreiberin verkörperte sich in fast greifbarer Deutlichkeit in ihr, der ernste Sinn, das entschiedene Wollen, das großen, reinen Zielen entgegenstrebte. Er glaubte, die klangvolle Stimme wieder zu vernehmen, die an jenem Abende seiner Ankunft zu ihm gesprochen, es war nicht mehr Francesca, die ihres Lebens Leid dem Hörer schilderte.

Seine Augen schweiften von dem Buche hinweg zu dem Bergeshange ihm gegenüber, wo das unscheinbare Haus stand, welches sie bewohnte. Es wandelte die Lust ihn an, sie an der Stätte ihres Waltens zu sehen; er sagte sich gleichzeitig, daß dies nicht anginge. Sie war ein Fräulein aus adligem Geschlechte und konnte sich durch sein Eindringen beleidigt fühlen,

für welches er nicht einmal einen Grund anzugeben wußte.

Die Thür wurde leise geöffnet, einer seiner Pagen trat in das Gemach. „Das Pferd Eurer Hoheit ist gesattelt,“ meldete er.

Der Prinz machte eine abwehrende Bewegung. „Es thut nicht not; ich werde gehen.“

Der Page reichte ihm die Handschuhe und den Federhut. „Befiehlt Eure Hoheit begleitet zu werden?“

„Du magst mitkommen, sonst niemand.“

Der Nachmittag war noch nicht weit vorgeschritten, die Straßen des Dorfes lagen staubig, gluterfüllt. Schmutzige, halbbekleidete Kinder wälzten sich im Sande, die Soldaten saßen träge vor den Thüren der niedrigen Häuser, der schwüle Atem des Sommertages hielt alles Leben gefangen.

Der General richtete an diesen und jenen seiner Mannschaften ein freundliches Wort, befragte sie um ihr Ergehen und ermahnte sie, ihren Wirten nicht zuviel Plage zu verursachen, auch fleißig das kleine Kirchlein zu besuchen, das inmitten des Dorfes sich befand.

Der Page Diogo teilte auf Befehl des Prinzen kleine Geldgeschenke aus, die von den Soldaten hocherfreut in Empfang genommen wurden. Wie hingen sie an ihrem ritterlichen Führer, dessen Erscheinen unter ihnen jedesmal einen Festtag für sie bedeutete!

Doch auch die Dorfleute hatten längst ihn zu fürchten verlernt; mit ehrerbietigem Gruße gingen

sie an ihm vorüber, oder gaben seinen Fragen bereitwillig Auskunft. Die Ärmsten im Dorfe frohlockten im stillen, wenn der fremdländische General sich nahte, denn sie wurden von seiner Großmut am reichsten bedacht.

Von der Schenke, die unweit der Kirche lag, kam eiligen Laufes einer der Scharfschützen dahergestürmt, fast ohne den Infanten zu bemerken, der ihn zu sich rief.

„Wohin läufst Du? Ist etwas vorgefallen?“

Der Soldat blieb stehen. „Ich suche den Feldscher, mein General,“ meldete er, „der Dragoner Willich hat einen Schlag von seinem Pferde bekommen.“

„Wo ist er?“

„Wir haben ihn vorerst in die Schenke gebracht; das Pferd traf ihn gegen den Kopf; er ist noch nicht bei sich.“

„Ich werde nach ihm sehen,“ sagte Duarte, „was habt Ihr für ihn gethan?“

„Das Fräulein von dort drüben,“ er wies nach Paulas Hause, „kam vorbei, als wir ihn hereintrugen; die ist bei ihm und pflegt ihn, bis ich den Feldscher gefunden habe.“

„Es ist gut; Du kannst gehen.“

Duarte ging beschleunigten Fußes in die Schenke, aus der ihm das Gewirr vieler Stimmen und der Geruch von Speisen und Getränken entgegenschlug. Widriger Qualm, der sich mit dem Rauche des Herdes mischte, erfüllte den niedrigen Raum, eine Anzahl

von Menschen umstand die Holzbank, auf die man den Dragoner gelegt hatte, eine lichtgekleidete Gestalt neigte sich über ihn, mit geschickter Hand die Wunde am Kopfe untersuchend, die das Pferd ihm geschlagen.

Sie hörte den Eintritt des Fürsten nicht; erst als er neben ihr stand, schaute sie auf, um nach leisem Gruße unbeirrt in ihrer Beschäftigung fortzufahren.

Die Schankwirtin brachte ihr soeben eine Schale warmen Wassers und ein Tuch, mit welchem sie die Wunde auszuwaschen begann.

„Ich finde Euch in einem Werke der Barmherzigkeit thätig," redete Duarte sie an, „das ich Euch doppelt zu danken habe, da es einem meiner Soldaten gilt. Ich hoffe jedoch, daß allsogleich der Feldscher hier sein wird, Eure Mühe Euch zu erleichtern."

„Die Mühe ist nicht groß, Hoheit," erwiderte Paula gehalten, „denn, den Heiligen sei es gedankt, ist die Verletzung nicht schwer. Ich lege einen Balsam darauf, den ich bei mir führe, und in einigen Tagen wird der Mann wieder hergestellt sein. Sehet, da schlägt er die Augen auf. Gebt ihm einen Schluck Wein, Frau Grete, daß er nach der Betäubung etwas Kräfte sammle."

Sie flößte ihm sorgsam den Trank ein, den die Wirtin ihr bot, dann legte sie den Verband auf die verwundete Stelle; ihr Werk war fast vollendet, als der Feldscher herbeigeeilt kam.

„Deine Hilfeleistung ist nicht mehr von nöten," sagte der Prinz zu ihm, „siehe, welch anmutiger Arzt Dir zuvorgekommen ist."

Der Feldscher prüfte den Verband und nickte befriedigt mit dem Kopfe. „Das Fräulein hat schon oftmals ihre Kunst an meinen Kranken erprobt," erwiderte er, „und wir hatten beiderseits uns dessen nicht zu beklagen. Auch den Verband hier hätte ich nicht besser anzulegen vermocht."

„So übernehmt Ihr die fernere Sorge jetzt für diesen Mann," versetzte Paula, „ich muß weiter gehen, denn ich versprach noch einigen der Dörfler meinen Besuch."

„Gestattet, daß ich Euch geleite, edles Fräulein," sagte Dom Duarte, „und nehmt den kleinen Dienst als geringen Zoll meiner Dankbarkeit gütig hin."

Paula ordnete ihr Verbandzeug in eine Tasche, die sie am Gürtel trug, während sie erwiderte: „Eure Hoheit will mir der Ehre zuviel für den kleinen Dienst erweisen. Ich übte meine Pflicht, wie ich es bei den Armen und früheren Hörigen meines Vaters seit Jahren gewohnt war. Ein Arzt ist in den meisten Fällen schwer zu haben; so lernte ich von meiner Mutter allerlei, womit ich unseren Kranken nützen konnte."

Sie traten in die sonnenheiße Straße hinaus, die Jungfrau wies mit der Hand auf das nächste der Häuser.

„Dort muß ich nachschauen, ob der kleine Bube noch im Fieber liegt, wie gestern," fügte sie hinzu.

„Geht es nicht besser mit ihm, reichen meine Kenntnisse nicht aus und sein Vater muß nach der Stadt hinein, den Arzt zu holen.“

„Dessen bedarf es nicht; ich schicke ihm den meinen,“ sprach der Prinz, „Doktor Landinus hat hinreichend Zeit, dies zu thun. Ich hoffe jedoch zu Eurer Beruhigung, daß sein Einschreiten nicht erforderlich sei.“

„Die Meinung und der Rat des gelehrten Herrn werden immer von hohem Werte sein,“ entgegnete Paula, „da ist des kleinen Hansel Mutter, die mich schon erspähte. Wie geht es dem Buben, Walpurga? Ist er besser?“

„Der heiligen Jungfrau und Euch Preis, ja,“ war die frohe Antwort, „die Nacht war gut und er ist auch jetzt ruhig.“

Die großen klaren Augen des Mädchens leuchteten vor Freude. „Ich will nach ihm sehen,“ sagte sie. „Gestattet Fürstliche Gnaden meine Entfernung? Ich stehe zu Euren Diensten, sobald ich meinen kleinen Kranken besucht habe.“

Sie eilte in das Haus, um nach einigen Minuten sichtlich erheitert wiederzukehren.

„Es ist, wie Walpurga sagte; das Fieber ist im Weichen,“ berichtete sie. „Wie glücklich mich das macht!“

„Ihr suchet Euer Glück in der Opferung für andere, edles Fräulein,“ bemerkte Duarte, „das, was Ihr jetzt empfindet, gilt der Freude an jener Mutter dankbarem Jubel, daß ihr Kind gerettet ist.“

„Sind es nicht unsere reinsten Freuden, die uns die Glückseligkeit anderer bereitet?“ fragte Paula. „Sie lassen unser Herz so leicht und frei werden, daß wir meinen, es wolle sich empor zum Himmel schwingen, weil die Erde uns für unsere Wonne zu enge erscheint.“

„Es sind die Vereinzelten nur in der Menschheit ungezählter Menge, die so denken, so empfinden,“ sprach der Prinz, „nur jene erhabenen Seelen, die das eigene Wünschen der großen Liebespflicht unterordneten, die unser Heiland uns für unsere leidenden Brüder auferlegte. Und wohl ihnen, denen diese Pflicht niemals mit dem eigenen Begehren in Widerstreit geriet.“

„Könnte das jemals sein, Hoheit? Die Pflicht ist uns auf allen unseren Wegen so klar und strenge vorgezeichnet, die Wünsche hängen von uns selbst ab und Gott giebt uns die Kraft, sie zu bekämpfen, wenn sie thöricht oder schädlich sind.“

„Eurer Jugend ist die Erfahrung erspart geblieben, daß das Verlangen unseres Herzens stärker sein kann, als die Überzeugung unserer Pflicht. Euer Leben floß in ebener, engbegrenzter Bahn dahin, die Träume, die in Eurem reinen Herzen gaukeln, zeigen Euch nichts anderes, als was das Stückchen Heimaterde Euch bisher geboten: den Segen, den Euer mildes Walten Euch allerorten schafft, und dieser ist es, den Ihr als Euer höchstes Glück betrachtet. Ist es Euch niemals in den Sinn gekommen, einen Blick hinaus in jene Welt zu werfen, die Ihr nicht kennt?

Habt Ihr Euch noch nie von der engen Scholle hinweggesehnt, das wechselnd bunte Leben draußen sich abrollen zu sehen?"

„Nein, mein Prinz," erwiderte sie ruhig. „Ich würde solchen Gedanken nie Raum geben, solange meine Mutter, meine Schwestern meiner bedürfen."

„Und wären sie nicht, würdet Ihr nicht anders denken?"

„Wie könnte ich mir ein Leben vorstellen, in welchem sie, die Vielgeliebten, fehlten? Sie gehören zu mir; ich darf für sie arbeiten und sorgen und mein Gebet ist, daß nichts uns trennen möge."

„Auch Euer Herz wird andere Regungen kennen lernen; es wird ein Mann dereinst kommen, Euch zu seinem Weibe zu begehren und teurer mag er Euch werden, als Mutter und Schwestern."

„Das ist wenig wahrscheinlich, Fürstliche Gnaden. Ich brächte einem Freier nichts, als zwei leere Hände und schwerlich wird ein Mann danach Verlangen haben."

„Seid Ihr dessen so gewiß?" fragte er lächelnd. „Ihr seid so schön und hold, um auch ohne Heiratsgut einem Manne begehrenswert zu sein und Eure Hände, die so ungezählte Wohlthaten spenden, sind nicht leer zu nennen; es sind die reichsten, die mein Auge jemals schaute."

„Hoheit spottet meiner," sagte Paula, und es klang wie leise Kränkung durch ihre Stimme.

„Eurer spotten? Welchen Grund hätte ich dazu?

Man spottet ihrer nicht, die man so hoch bewundert. Ich sprach es aus, was ich empfand, das ist alles."

„Ihr kennt mich kaum," stammelte sie befangen.

„Ich sah Euch einmal nur, das ist wahr, und hatte seitdem den Wunsch, Euch wiederzusehen. Er ist erfüllt und ich bin dessen froh. Ihr erkennt daraus, daß ich verschieden von Euch geartet bin; die Freude, Euch zu treffen, ist mein Eigentum; sie ist der Abglanz eines anderen Freude nicht."

Sie lächelte ein wenig. „Glaubt Ihr, gnädiger Herr, daß in mir gar keine Selbstsucht wohne? Ihr würdet arg enttäuscht sein, wenn Ihr tiefer blicktet."

„O, sicher nicht, denn Ihr ständet dann nicht so unnahbar ferne über uns begehrlichen Irdischen."

„Wüßtet Ihr, wie ungern ich solche Rede höre."

„So lasset uns von anderen Dingen plaudern," scherzte er, „sprecht zu mir in der musikalischen Sprache des göttlichen Florentiners, dessen Dichtung Ihr nachgeschrieben."

In ihre Wange stieg ein tiefes Rot. „Wer sagte Euch davon?"

„Mein Hauswirt gab mir heute die Schrift; ich las sie, ehe ich vom Schlosse herabkam."

„Sie war Eurer Beachtung nicht wert; zur Kurzweil nur schrieb ich jene Gesänge ob."

„Wer lehrte Euch die Sprache Dantes?"

„Meine Mutter, die aus Mailand stammt."

„Ich möchte sie von Euren Lippen hören; mir ist, als müsse sie, von Euch gesprochen, besonders hold klingen."

„Ich würde zu scheu sein, mich vor Eurer Hoheit darin zu versuchen, noch nie sprach ich sie mit jemand, außer meiner Mutter.“

Sie hatten schon längst das Dorf verlassen und schritten in dem Schatten der Bäume langsam dahin, die den Saum des Waldes bildeten. Der Page ging in einiger Entfernung hinter ihnen, gelangweilt dem Fluge der Vögel nachschauend, die sich in dem blauen Äther verloren.

Paula warf einen Blick nach der Sonne hinüber. „Ich fürchte, meine Zeit versäumt zu haben,“ sagte sie, „der Tag beginnt zu sinken; es wird die Stunde sein, zu der man mich daheim erwartet.“

„Noch nicht, noch nicht,“ entgegnete er, „Ihr holt die Zeit noch ein, die Ihr mir schenktet; jetzt erst wird unsere Wanderung erquickend, da wir die Kühle des Waldes erreichten.“

„Ich gehe nur zu seltenen Malen in den Wald,“ sprach Paula ablehnend. „Es ist nicht ratsam, wo soviel Volk umherstreift.“

„Fürchtet Ihr Euch unter meinem Schutze?“ fragte er.

Sie wußte nicht, weshalb ein „ja“ ihr auf den Lippen schwebte. Nein, sie fürchtete sich nicht, sie wäre mit ihm weiter und weiter gegangen, in der festen Zuversicht, daß er sie vor jedem Angriffe, jeder Gefahr beschützen werde. — Warum begann ihr Herz plötzlich so heftig zu klopfen, was wollte die innere Stimme, die sie fast gewaltsam zur Heimkehr drängte?

„Vergebt mir, Hoheit,“ sagte sie schüchtern,

„ich muß nach Hause eilen. Die Stunden, die ich der Erholung widmen darf, sind mir karg gemessen.“

Er beobachtete sie prüfend. „Ich will Euch nicht zurückhalten, wenn Ihr ein ferneres Ausbleiben nicht mit Eurer Pflicht vereinen könnt,“ sprach er. „Die kurze Strecke noch bis dorthin, wo sich der Weg zu Eurem Hause teilt, lasset uns miteinander gehen und sagt mir, daß es nicht das letzte Mal gewesen sein soll.“

„O, Hoheit, was kann meine Gegenwart Euch sein, daß Ihr sie nochmals haben möchtet?“

„Sehr viel, edles Fräulein,“ erwiderte er ernst, „ich lerne von Euch.“

„Von mir, der Unwissenden, Unbelehrten, Ihr, den man an Wissen und Können so hoch preist?“

„Nicht das ist es, was ich meine. Ich lerne aus dem Frieden Eurer Seele, wie man sich mit seinem Lose bescheiden kann, ohne Versagtes zu beklagen. Versprecht, daß Ihr meine Lehrmeisterin in diesem Sinne bleiben wollet.“

Ihre Augen trafen zum ersten Male seinen Blick. „Ich will versuchen, es zu sein, Hoheit, wenn Ihr Euch an dem Wenigen genügen lasset, das ich Euch zu geben vermag.“

„Dank Euch, — Paula!“

Er winkte den Pagen herbei und setzte seinen Weg gegen den Wald hin fort. Paula eilte die Anhöhe hinan, auf der ihrer Mutter Haus lag. Der steile Pfad war ihr noch niemals schwer gefallen;

heute schien der Atem ihr zu fehlen, sie mußte mehrmals anhalten, ehe sie die Höhe erreichte.

Die kleinen Schwestern sprangen ihr jauchzend entgegen und hingen sich an ihre Hände.

„Daß Du endlich kommst!“ riefen sie. „Wo bliebest Du so lange? Hat Dich der Hansel nicht fortgelassen?“

Paula küßte die zu ihr emporgewendeten Gesichter und gab Auskunft, wie sie die Stunden ihrer Abwesenheit verbracht.

„Die Mutter hatte Besuch,“ plauderten die Kleinen weiter. „Der Baron vom Schlosse war bei ihr.“

„Baron Guilerin? Aber er geht ja kaum vor seine Thür. Wie kam er den Berg hinauf?“

„Er ließ sich tragen,“ berichtete die ältere der Schwestern, Vincentia, wichtig. „Vier Männer trugen einen Sessel, in dem er saß; der hatte Quasten und war mit rotem Sammet ausgeschlagen. Ich setzte mich hinein, als der Baron drinnen bei der Mutter war.“

„Du fürwitzig Kind! Dazu hattest Du sicher keine Erlaubnis,“ sagte Paula.

„O, er hätte es mir erlaubt, denn er war gar lieb und gut mit mir und der Armgard,“ versicherte Vincentia. „Die Zuckerwecken hier schenkte er uns, als er ausstieg und das letzte Stück davon haben wir Dir aufgehoben.“

Sie reichte strahlenden Antlitzes der geliebten Schwester den Leckerbissen dar. Paula wußte, daß sie ihn nehmen müsse, wollte sie die kleine Geberin

nicht kränken. Zärtlich drückte sie die blonden Köpfchen an sich, die sich in ihre Arme schmiegten. Ja, sie empfand es deutlich, was sie kurz zuvor gesprochen: in der Liebe der Ihren, der Opferung für sie lag ihr bestes, ihr reinstes Glück.

Eng umschlungen wanderten sie dem Hüttchen zu, an dessen niederem Fenster eine dunkelhaarige, blasse Frau saß, deren Züge Spuren einstiger großer Schönheit zeigten. Die Ähnlichkeit zwischen ihr und Paula war unverkennbar, nur die Augen ihrer Tochter blickten anders, als die ihren, deren unruhiges Flackern es verriet, daß in ihrem Inneren Stürme tobten, Wünsche erstanden, Leidenschaften rangen, die die trübe Gegenwart ihr nicht zur Ruhe zu wiegen vermochte.

Paula begrüßte die Mutter mit einem Kusse auf ihre Hand, fragte ehrerbietig nach ihrem Ergehen und begab sich dann in die Küche, die Abendsuppe zu kochen. Die kleinen Mädchen trugen geschäftig Teller und Löffel herbei, um den Tisch herzurichten, bis die liebe Paula fertig sei.

Die Abendmahlzeit konnte nicht reichlich ausfallen. Für jedes ein Teller Roggenmehlsuppe und ein Stück Brot, so war es im Hause der verarmten Edelfrau Brauch. Die Kleinen wußten es nicht anders und ließen sich die frugale Kost trefflich schmecken. Auch Paulas jugendkräftiger Körper mußte sich damit begnügen; schon des Beispieles wegen pflegte sie ihren Teller zu leeren. Nur Frau Petronilha legte nach wenigen Sekunden den Holzlöffel zur Seite, den sie

kaum in die Suppe getaucht hatte, und erklärte, keinen Hunger zu haben.

„Geht vor die Thür spielen,“ sagte sie zu den beiden Mägdlein. „Ich habe mit Paula einiges zu besprechen.“

Die Kinder gingen gehorsam hinaus; Paula räumte den Tisch ab und kehrte dann zu der Edelfrau zurück.

„Ich bin zu Eurem Befehle, meine Mutter.“

Frau Petronilha glättete die Falten ihres verschossenen Kleides, als bereite es ihr eine Überwindung, der Tochter die angekündigte Mitteilung zu machen.

„Der Baron war heute bei mir,“ begann sie endlich.

„Die Kinder erzählten es bereits,“ sagte Paula. „Es war gütig von ihm, sich der Beschwerde des Weges zu unterziehen.“

„Dir ist bekannt, daß er immer hilfreich und gut gegen uns ist,“ fuhr die Mutter fort.

„Wohl weiß ich es und zolle ihm gebührenden Dank dafür.“

„Er fragte heute, ob wir noch Vorräte für den Winter hätten, und als ich gestand, daß es damit schlecht bestellt sei, erbot er sich, uns Küche und Keller zu füllen.“

„O, liebe Mutter,“ fiel Paula etwas lebhafter ein, „weshalb wollt Ihr Euch jetzt schon um den Winter sorgen? Gott wird uns weiter helfen, wie er es bisher gethan; es thut nicht not, die Al-

mosen des Herrn von Guilerin in so ausgiebigem Maße anzunehmen."

„Er ist der Reiche, wir die Armen. Er spürt es nicht, wenn er etwas von dem hergiebt, was einst unser war."

„Nicht er, Mutter, wir aber, die wir beständig empfangen."

„Du nimmst auch von den Dörflern Brot und Feldfrüchte an."

„Ich leiste ihnen dafür mannigfache Dienste; so ist es eine Gegengabe, die ich nehmen darf. Der Baron begehrte nie noch etwas von uns."

Die schwarzen Augen der Mailänderin hefteten sich fest auf die Tochter. „Du achtest es nicht, oder willst es nicht gewahren, daß er mehr von Dir begehrt, als alle jene, denen Du Deinen Balsam, Deine Tränke giebst," sprach sie langsam, mit Betonung. „Er will Dich zum Weibe haben; darum kam er heute zu mir."

„Mutter!!"

Paula war, bis in die Lippen erblaßt, von dem Schemel emporgesprungen, den sie eingenommen. Ihre Hände streckten sich abwehrend aus, als stände der greisenhafte Freier vor ihr, der sie die Seine nennen wollte.

„Setze Dich," befahl die Edelfrau kurz. „Dein Schrecken ist kindische Mädchenart. Danken solltest Du Gott, daß er Dir ein so glänzend Los eröffnen will, daß wir in Freuden in das Schloß wieder ein-

ziehen können, das wir mit zwei Bündeln und einem Karren Hausrat verließen."

„Aber er selbst, der Baron," murmelte Paula, „er ist alt und krank."

„Glaubst Du, daß in unsere Verlassenheit jemals ein junger, schöner Ritter kommen wird, Dich zu freien?" entgegnete die Mutter. „Willst Du Dein Herz etwa an einen der fremden Kriegsleute hängen, die morgen wieder weiterziehen und Deiner nimmermehr gedenken?"

Paula schwieg, die Mutter zog die hochgeschwungenen Brauen zusammen.

„Ich hoffe nicht, daß meine und Wilhelm Juconers Tochter vergesse, was sie sich selbst und dem edlen Namen schuldig, den sie trägt," sagte sie ernst, „noch, daß sie thöricht genug sei, einem flüchtigen Eindrucke nachzugeben, der sie veranlassen könnte, ihr Glück von sich zu stoßen. Wie, oder ist es so? Steckt Dir ein anderer im Kopfe, der Dir den Baron verhaßt macht?"

War es so, wie die Mutter argwöhnte? Nein, nein, ihr Herz war frei. Nicht dies war das Gefühl, das ihr der ritterliche Fremdling erweckte, der so unerreichbar ferne über ihr stand.

„Ihr irrt Euch, meine Mutter," erwiderte sie zögernd, „ich kenne niemand, der mir gegen Baron Guilerin Abneigung erwecken könnte, weil ich ihn vorziehen möchte."

„Nun denn, warum willst Du sein Weib nicht werden?"

„Sein Weib!“ Es ging abermals wie Schauder durch ihren Körper; sie verhüllte ihr Angesicht bei der qualvollen Vorstellung.

„Sei verständig, Paula,“ ermahnte die Edelfrau. „Es sind nicht immer Wonnen, die uns das Leben bietet; es sind die Pflichten, die es auf uns legt und gegen die wir uns nicht empören dürfen. Du hast sie bisher treu erfüllt — weshalb willst Du Dich sträuben, für die Deinen diese letzte, größeste zu übernehmen, die Dir ein herrlich Dasein, uns Befreiung aus bitterster Not verheißt?“

„Ich möchte lieber, viel lieber für Euch weiter arbeiten, als jenen Mann heiraten,“ flehte Paula, „denn ich gehörte dann mir selbst.“

„Deine Arbeit, soviel Du Dich auch plagtest, schaffte uns nur karges Brot und es weiß es keiner, ob sie dies in Zukunft noch vermöchte, wenn Armut und Elend im Lande steigen. Blicke um Dich in unserer Hütte. Waren wir es gewohnt, in solchem Raume zu hausen und oftmals tagelang kein Stück Fleisch auf dem Tische zu sehen? Mir ist ein derartig Los nicht an der Wiege gesungen worden und Grauen faßt mich an, mein Leben in dieser Dürftigkeit beschließen zu sollen.“

„Ja, ich weiß es, arme Mutter,“ sprach Paula kummervoll, „Ihr leidet schwer darunter, mehr als ich und die Schwestern, die den Überfluß nie kannten.“

„Auch Deine Schwestern werden, zu Jungfrauen herangewachsen, die Bitterkeit der beständigen Ent-

behrung fühlen lernen. Sie brauchten es nicht, wenn Du die Gattin des Barons würdest. Er will für die Kleinen wie ein Vater sorgen; sie sollen bei den Klosterfrauen erzogen werden und später von ihm ein Heiratsgut erhalten. So wähle jetzt Dein und der Deinen Schicksal und möge Dich nicht herbe Reue anwandeln, wenn Deine Eigensucht nicht fähig ist, zur Rettung unser aller ein Opfer zu bringen."

Frau von Juconer erinnerte sich in diesem Augenblicke nicht, daß ihre Selbstsucht größer sei, als die ihrer Tochter, die sie um des wieder zu gewinnenden Wohllebens willen dem ungeliebten Manne preisgeben wollte.

Paula schloß die Augen. „Gönnet mir Zeit, Mutter!"

„Der Baron will morgen die Entscheidung haben," entgegnete Frau Petronilha. „Ein langes Überlegen ist von keinem Nutzen. Du wirst nach der verlangten Frist nicht anders denken, als zur Stunde und eher neue Vorwände ersinnen, Dein Jawort hinauszuzögern."

Von dem Vorplatze, auf dem die Kinder spielten, tönte lautes Geschrei. Vincentia und Armgard kamen hereingestürmt, letztere deutete auf ihr Leinenröckchen, das einen klaffenden Riß aufwies.

„Schau her, Paula," rief sie klagend, „wie mir Cenzi mein Kleid zerrissen und ich habe kein anderes."

„Ich konnte nicht dafür," entschuldigte sich Vincentia. „Wir spielten Haschen und ich ergriff

sie am Rocke, da ging er auseinander. Sei nicht böse, Paula."

Die Jungfrau hatte die Kleinen tröstend an sich gezogen. „Geht zu Bette, Cenzi und Armgard," sagte sie, „ich bessere heute noch den Schaden aus."

„Wenn Eure Schwester will, tragt Ihr von morgen an sammetne Röcke," schaltete die Mutter ein.

Paulas Brust hob und senkte sich stürmisch; sie führte die Kinder, welche die befremdende Rede der Mutter nicht verstanden, in die anstoßende Kammer und sprach mit ihnen das Nachtgebet.

„Bittet auch für mich," sagte sie, als das „Amen" gesprochen war.

Die vier Ärmchen schlangen sich schon wieder um sie. „Was willst Du haben, Paula, liebe Paula, daß wir für Dich erbitten sollen?" schmeichelten die Kleinen. „Alles soll der liebe Gott Dir geben, daß Du glücklich wirst, o, so glücklich! — Aber, warum weinst Du?"

Paula trocknete hastig mit ihrem Tuche die verräterischen Tropfen hinweg. „Nichts, es ist nichts; ich weine schon nicht mehr. Ich dachte an den seligen Vater und sehnte mich nach einem Worte von ihm."

„Der Vater ist im Himmel," erwiderte Cenzi. „Er kann nicht zu Dir sprechen."

„Nein, er kann es nicht," sagte Paula schmerzlich.

„Aber er hat es gut dort," bemerkte Armgard, „viel besser als wir, meint die Mutter."

„Möchtest Du es anders haben als jetzt, Du und Cenzi?“ fragte Paula.

Die Kleine dachte einige Minuten nach. „Gebackene Pflaumen möchte ich haben,“ antwortete sie, „und Sonntags Butter auf das Brot. Du nicht auch, Cenzi?“

„Wenn Paula uns welche geben kann, wird sie es schon thun,“ sprach Vincentia verständig, „und später helfen wir ihr arbeiten und dann haben wir alles, was wir brauchen; nicht, Schwesterherz?“

„Und dann schenken wir Paula auch einen neuen Rock,“ rief Armgard eifrig.

„Zuerst aber wollen wir den Deinen ausbessern,“ sagte die treue Versorgerin. „Gute Nacht, Ihr Kleinen, schlaft wohl und träumt gar schöne Sachen.“

Sie kehrte mit dem Röckchen Armgards auf ihren Platz neben der Mutter zurück und begann emsig zu nähen.

Frau von Juconer folgte eine Zeitlang schweigend den Bewegungen der schlanken Hände. Die Unruhe ihrer Seele jedoch ließ sich endlich nicht länger meistern.

„Hast Du Dich besonnen, Paula?“ kam es ungeduldig von ihren Lippen. „Was soll ich dem Baron sagen lassen?“

Paula warf einen Blick nach der Thür, hinter welcher die kleinen Schwestern schlummerten.

Es war so schwer, das „Ja“ auszusprechen, das sie dem alternden Freier als Eigentum übergab, so schwer, das „Nein“ zu sagen, das die Geliebten dort auf neue ungewisse Jahre hinaus der Entbehrung,

vielleicht dem Elend überantwortete. Um jener Kinder willen, deren Leben zu hüten, zu erhellen seit des Vaters Tode ihr teuerstes Streben war, mußte — mußte es sein.

Die strahlenden jungen Augen sollten nicht in jene graue Öde sehen, wie sie die hoffnungslose Armut, das tägliche Ringen um des Daseins karge Notdurft zeigt, die rosigen Kinderlippen nicht das frohe Lachen verlernen, das der Lerchenschlag des wolkenlosen Lebensmorgens ist.

„Saget dem Baron," sprach Paula und ihre Stimme hatte einen seltsam herben Klang, „daß ich einwillige, sein Weib zu werden."

„Mein Kind!"

Die Mutter wollte sie in ihrer Freude umarmen, Paula wich der Liebkosung aus. Sie nähte an dem Röckchen Armgards weiter, aber die Stiche wurden ungleicher als sonst, weil auf die Arbeit jetzt wie unaufhaltsam schwere Thränen fielen.

Achtes Kapitel.

Das Schloß des Baron Guilerin hatte ein festliches Gewand angelegt: vom frühen Morgen an war schon geputzt und gescheuert worden. Frische Blumen dufteten in allen Zimmern und waren auf die Treppe, auf die Fußböden gestreut. Der Hausherr ging auf seinen Krücken anordnend hin und her, nichts schien ihm heute recht und würdig zu sein, die künftige Herrin zu empfangen, die ihm der Mutter Hand als Braut anverloben sollte.

Er hatte sie noch nicht gesehen, seit ihm Frau Petronilha freudeglänzenden Angesichtes ihr Jawort überbracht. Heute erst wollte er sie als seine Braut in dem Schlosse ihrer Väter begrüßen, in welchem sie fortan als Gebieterin herrschen sollte. Das verarmte Herrenhaus hatte in seinem Besitze schon längst seinen Charakter gewandelt, dennoch hatte er zu dem bereits vorhandenem Prunke aus den umliegenden Städten in aller Eile noch herbeischaffen lassen, was man Kostbares an Teppichen, Vorhängen und Geräten auftreiben konnte, sowie er auch Frau von Juconer und ihren Töchtern die Festgewänder ge-

spendet, welche sie zu dem Besuche auf dem Schlosse anlegen sollten.

Dort nahten sie bereits, die Erwarteten, den Lindengang daher; voran die Edelfrau, die ihr Haupt stolz gehoben in dem Bewußtsein trug, daß nun die Dürftigkeit geschwunden sei, die sie mit bitterem Unmut jahrelang erduldet hatte. Paula schritt zwischen den Kindern hinter ihr. Sie sah nicht rechts noch links und antwortete dem Geplauder der Kleinen nicht, wie sonst. Wie bleich sie war! Oder ließ das Dunkel des Baumganges sie nur so erscheinen, das weiße Gewand, das keine Schleife, keine Blume hob?

Baron Guilerin ließ sich von seinem Kammerdiener bis an die oberste Stufe der Treppe führen, um dort die Ankommenden zu begrüßen; bis zur Schwelle seines Hauses hinabzusteigen erlaubte ihm seine Gebrechlichkeit nicht.

Frau von Juconer ergriff ihrer Tochter Hand und geleitete sie die Treppe empor. Die üblichen Worte wurden gewechselt, die der Brauch bei ähnlichen Anlässen vorschrieb. Die Mutter sprach von dem außerordentlichen Glücke, das ihrer Tochter mit dem Antrage zu teil geworden und dessen würdig zu werden, ihr ganzes ferneres Streben bilden solle; der alte Bräutigam dankte der Edelfrau für das Vertrauen, mit welchem sie ihr Kind ihm übergäbe, und fügte das Versprechen hinzu, ihre Wohlfahrt stets über die seine stellen zu wollen.

Die Braut allein blieb stumm, nur als die

Mutter ihre weiße, weiche Hand in die kaltfeuchte des zukünftigen Gatten legte, ging, wie bei der ersten Mitteilung seines Antrages, ein Schauder durch ihren Körper.

Der Baron achtete nicht darauf; er wandte sich in das Innere des Schlosses. „Wollet mir folgen, Paula," sagte er, „ich möchte Euch Euer dereinstig Haus zeigen und Euer Urteil vernehmen, ob Euch die Veränderungen gefallen, die ich darin vornehmen ließ. Gebietet, was Ihr anders zu haben wünschet."

Paula ging an seiner Seite durch die glänzenden Räume, die sie nur selten und flüchtig betreten, seit ihr elterlich Haus einen anderen Herrn besaß. Wie fremd die Gemächer sie begrüßten, in welchen sie als Kind gespielt, in welchen sie die sonnigsten Stunden ihres Lebens verträumt hatte.

Das runde Turmgemach war des Vaters Zimmer gewesen; die Wände, die ein golddurchwirkter Purpurstoff jetzt bekleidete, wurden früher durch eine braune Ledertapete gedeckt, die mannigfache Schäden zeigte. Wie oft hatte Paula braunes Papier über die Löcher geklebt, die die ewig hungrigen Mäuse gefressen, und sie hatte stolz sich ihres Werkes gefreut.

Dort in dem tiefen Fensterbogen hatte der Tisch gestanden, an welchem der Vater zu lesen oder zu schreiben pflegte; von diesem Platze aus hatte der gütige Mann auch oft die Klagen der zu ihm Kommenden angehört, die bei ihm fast ohne Ausnahme Abhilfe fanden. Wie viele waren schweren

Herzens an diese Stelle getreten, um ihrer Sorge, ihres Kummers erleichtert von dannen zu gehen.

„Und weißt Du es, mein Vater, daß Dein eigen Kind heut an der Stelle steht, wo Deine milden Worte so unzählige Male dem Betrübten das bittere Leid hinweggesprochen, weißt Du, wie schwer das Herz auch mir heut ist? Und heißest Du es recht und gut, was ich zu thun gesonnen, wird mir Dein Segen beistehen, die Pflichten treulich zu erfüllen, die ich um jener willen auf mich nahm, die Du meiner Sorge zurückließest?"

Eine Hand berührte leise ihre Schulter. „Woran denkt Ihr, Paula?" fragte Baron Guilerin.

Ihre großen dunklen Augen begegneten ruhig seinem forschenden Blicke. „Ich dachte an den seligen Vater, in dessen Zimmer wir uns befinden."

„Es soll das Eure werden, wenn Ihr wollt," sagte der Baron gütig.

„Da siehe, wie schön Du es haben wirst," rief Frau von Juconer, die unter lauten Ausbrüchen der Bewunderung in dem Zimmer hin und her ging. „So prächtig waren unsere Zimmer nie, wie jetzt."

Die Kinder, die ebenfalls mit staunenden Blicken die nie gekannten Herrlichkeiten betrachteten, kamen herbeigelaufen. „Werden wir auch hier wohnen, Paula?" fragten sie. „Dürfen wir uns auf die Stühle setzen und in den seidenen Betten schlafen?"

Zum ersten Male glitt der Schatten eines Lächelns über der Jungfrau Antlitz. „Ihr geht mit mir, wenn ich hier einziehe und wenn Baron Guilerin es erlaubt."

„Es steht bei Euch, Paula, wann Ihr einziehen wollt,“ bemerkte der Schloßherr. „Eurer Mutter wäre es erwünscht, sofort wieder in die alten, liebgewohnten Räume zu kommen. Das Haus ist groß genug dazu, auch wenn Ihr sie schon jetzt begleiten mögt; ich gebe Euch den ganzen Flügel hier, während ich in dem entgegengesetzten bleibe. Es ist nichts, das der Sitte zuwider liefe, wenn Ihr im Schutze Eurer Mutter unter meinem Dache weilet.“

Paula schüttelte den Kopf. „Ich danke Euch für Euer Anerbieten, und meine Mutter möge nach Ermessen handeln, ich aber werde, wenn Ihr damit einverstanden, mit meinen Schwestern und Brigitta in unserem Häuschen bleiben, bis Ihr von dort aus mich als Euer Weib hierherführt.“

„Wie es Euch genehm, Paula,“ sprach der Baron. „Kommt jetzt weiter, damit wir die Besichtigung beendet haben, bis unsere Gäste anlangen. Ich lud Euch einige Geschlechter aus der Umgegend, die Euren Eltern noch befreundet waren; ich meine, es wird Euch freuen, sie an dieser Stätte willkommen heißen zu dürfen.“

Sie setzten ihre Wanderung fort. Paula mußte auf ihres Verlobten Wunsch die Zimmer bezeichnen, welche sie in Zukunft bewohnen wollte oder welche für ihre Mutter, ihre Schwestern bestimmt sein sollten. Der Baron machte sie auf die verschiedenen Kunstgegenstände aufmerksam, die er in seinem Besitze hatte, und erklärte ihr, was ihr noch unbekannt war. Sie mühte sich, seinen Worten Anteilnahme entgegen zu

bringen; die natürliche Güte ihres Herzens half ihr, den Zwang dieser ersten Stunde an der Seite des fremden Mannes zu überwinden, indem sie ihr in das Gedächtnis rief, daß er den Ihren glückliche und frohe Tage bereiten werde, die ihnen zu verschaffen all ihre treue Fürsorge unvermögend sei.

Hufschläge und das Heranrasseln schwerfälliger Kutschen ließen auf dem Hofe sich vernehmen; der Schloßherr begab sich mit seinen neuen Anverwandten in die Halle, seine Gäste zu empfangen.

Frau von Juconer stand zu seiner Rechten und nahm befriedigt lächelnd die Glückwünsche der Geladenen entgegen. Es war ein stolzer Augenblick für sie, die Nachbarn, die in ihrer Armuth sich nie mehr um sie gekümmert, unter diesen Verhältnissen wiederzusehen.

Ein hoher blonder Mann, gefolgt von einer Anzahl Offiziere, trat jetzt ein. Sie kannte ihn nicht, doch der Baron begrüßte ihn in fast freundschaftlicher Weise und nannte ihn ihr als seinen werten Gast, den Prinzen von Braganza, der ihm die Ehre erweisen wolle, sein Fest mitzufeiern.

Es bedeutete für Paulas Mutter einen neuen Triumph, daß ein so erlauchter Gast sich unter den Anwesenden befand. Sie hatte bereits viel von ihm gehört, doch mußte sie sich gestehen, daß sie erwartet, ihn zuvorkommender zu finden. Er war so ernst und schweigsam, auch während des nun folgenden Festmahles und wechselte mit ihr, die man ihm zur Nachbarin gegeben hatte, nur die notwendigsten Reden.

Auch die Braut sprach zu der Edelfrau Unzufriedenheit bei der Tafel kein Wort. Nun ja, der Bräutigam hätte ihren Jahren angemessener sein können, aber da es die Verhältnisse einmal so gefügt hatten, mußte sie sich in das Unvermeidliche ergeben, ohne es den Versammelten zu zeigen, wie ungern sie den Ehrenplatz als künftige Herrin des Schlosses einnähme. Der Baron war dafür um so unbefangener und heiterer. Die sichtliche Versunkenheit seiner jugendlichen Braut kümmerte ihn nicht; er war der Meinung ihrer Mutter, daß sie sich endlich in ihre neue Stellung finden würde und im Grunde war sein Antrag eine glänzende Verbesserung ihres bisherigen Loses zu nennen. Als seine Gattin über große Reichtümer zu gebieten, war doch immerhin den Diensten für die Dörfler oder der harten Arbeit im eigenen Hause vorzuziehen.

Von dieser Genugthuung durchdrungen, plauderte und scherzte er mit seinen Gästen, ermahnte die Männer, fleißig dem Becher zuzusprechen und füllte die Taschen der Edeldamen mit den erlesenen Näschereien, die er in großen Mengen von seinem Koche für die Tafel hatte herstellen lassen.

Erst mit dem Sinken des Tages begannen die Geladenen an den Aufbruch zu denken, es wurde nach Pferden und Dienern gerufen; wer in einer der altväterischen Kutschen gekommen war, hatte Mühe, den Fuhrknecht von dem gefüllten Humpen loszumachen, mit dem die auswärtige Dienerschaft auf Befehl des Barons überreichlich bewirtet worden und den so

häufig als möglich zu leeren, jeder als seine Pflicht ansah.

Paula hatte sich unbemerkt aus der Gesellschaft zurückgezogen. Der steigende Lärm bei Tische war ihr eine Pein gewesen, die Reden der Männer, die mit jedem neuen Becher freier und freier wurden, widerten sie an, auch das Wesen der Frauen mißfiel ihr, die mit weingeröteten Gesichtern die lockeren Späße und Anspielungen belachten, welche sie selbst kaum verstand und von denen ein dunkles Empfinden ihr dennoch sagte, daß sie an diesem Orte nicht geziemend seien.

Man vermißte sie nicht; ihre Entfernung wirkte vielmehr wie eine Befreiung, da sie den Zwang aufhob, den die Gegenwart der stillen, ernsten Jungfrau den andern auferlegte.

Paula begab sich in das obere Stockwerk und trat auf den Altan hinaus, der an dieser Seite des Schlosses angebracht war, um eine Verbindung mit dem später erbauten Flügel zu bilden. Bis hierher drang das Geräusch des Festes nicht, die schweigenden Wälder grüßten zu ihr empor wie in alter Zeit, ein leises Wehen spielte mit den fernen Wipfeln und trug den Klang der Abendglocken aus dem Dorfe zu ihr.

Sie faltete unwillkürlich die Hände. Der Frieden der Natur schien sich auf ihre Seele zu senken, die Zweifel der letzten Tage und Nächte, das Grauen vor der ungewissen Zukunft in ein unbestimmtes Verlangen nach ewig erlösender Ruhe zu wandeln, — als müsse es Wonne sein, ein Staubkorn in dem

Weltmeere des All zu versinken, entrückt dem Erdensehnen wie dem Erdenschmerze, sich an das Herz dessen zu flüchten, der seine Welten ihre Bahnen gehen hieß und der dem Leben, das er schuf, das unvergängliche Gesetz des Leidens auferlegte.

Ein rascher Schritt, der sich von dem anderen Ende des Altanes näherte, riß sie aus ihrer Träumerei; noch ehe sie Zeit hatte, zu entfliehen, stand Duarte vor ihr.

„Ich sah Euch von dem Fenster meines Zimmers aus, edles Fräulein," redete er sie an, „und bin kühn genug, Euch hier aufzusuchen, da mir die Gegenwart der Fremden drunten die Möglichkeit nahm, zu Euch zu sprechen."

„Und was ist es, Hoheit, das Ihr mir sagen wollt?" fragte Paula unsicher.

Er blickte sie fest an. „Die Bitte vielleicht, es nicht ungütig auffassen zu wollen, daß ich Euch keinen Glückwunsch darbrachte," erwiderte er.

„Der schöne Brauch, die Wendungen unseres Schicksals mit guten Wünschen zu begleiten, ist für niemand ein Zwang," entgegnete Paula. „Ihr mochtet Eure Gründe haben, gnädiger Herr, ihn zu unterlassen."

„So war es," sagte Dom Duarte ernst. „Ich sah Euch unvermutet als Braut vor mir. Die Überraschung und das Staunen raubten mir die Worte."

Sie brach einen Zweig der wilden Rosen, die sich an der Mauer emporrankten. „Was könnte Euch, Hoheit, mein Verlöbnis so staunenswert

machen? Ich schätze den Herrn von Guilerin und kenne ihn seit Jahren. Es war hohe Auszeichnung für mich, daß er mein begehrte, wo er unter so vielen Geschlechtern des Landes Auswahl hätte halten können."

Es traf sie abermals einer jener prüfenden Blicke, die in ihrer Seele Tiefe zu lesen schienen. „Ich sah Euch zweimal nur," sprach er, „und Euer Wesen war mir seitdem die Verkörperung von allem, was mir je im Leben lauter, wahrhaft und rein erschien. Heute zum ersten Male wandelt sich mir Euer Bild, um mir ein fremdes zu zeigen, das mir die gewohnten Züge verbergen soll. Wollt Ihr mich über Euer innerstes Fühlen täuschen? Es gelingt Euch nicht; ich sprach nicht zu Euch, während Ihr mir heute stundenlang gegenübersaßet; ich las in Eurem Antlitz das Geständnis eines schweren Leides."

Sie wandte sich halb ab. „Ich habe kein Anrecht, mich zu beklagen," sagte sie kaum hörbar.

„Ihr seid ein heldenmütig Mädchen, Paula," entgegnete er bewegt. „Wie Ihr seit langer Zeit der Euren einzige Stütze waret, so sind sie es auch jetzt, denen Ihr das Höchste und das Beste, Euer eigenes Selbst, zum Opfer bringen wollt. Euch lockt der Reichtum nicht, den jener müde Greis Euch zu Füßen legt, und nicht die Herrschaft, die Ihr auszuüben berufen sein werdet. Ihr wollt Eurer Mutter und den kleinen Schwestern Wohlleben und gute Tage schaffen und ordnet darum Euer Fühlen dem ihren unter. — Das hohe Opfer solcher Liebe, sollte es der gütige Gott nicht lohnen? Die Segenswünsche nicht

zur Wahrheit werden lassen, die wir denjenigen auf ihren Weg mitgeben, welche auf der Schwelle eines neuen Lebens stehen? Ich blieb heut stumm vor Euch, Paula, als sich die anderen mit leeren Worten nahten, das Los in überlästiger Weise priesen, das Euch zu teil geworden. Ich möchte es Euch in dieser Stunde aussprechen, das Wenige, was ich zu sagen habe, den ärmsten Wunsch, der dennoch der reichste ist: ich wünsche Euch Glück!"

Paula hatte sich etwas gefaßt. „Ich danke Euch, Hoheit," erwiderte sie, „die wohlgemeinten Worte, die alles in sich schließen, was uns an guten und holden Gaben von den kommenden Tagen beschert werden soll. Doch liegt es auch in unserem eigenen Willen, wie wir das betrachten, was uns zu teil wird. In unserem Herzen allein ruht die Fähigkeit zu dem, was wir als Glück bezeichnen, die Gnadengabe, uns an jedem Lichtstrahl, jeder Blume, jedem Menschenlächeln freuen zu können, der guten Worte nur zu gedenken, die fremde Lippen zu uns sprachen, die bitteren und schmerzenden zu vergessen, die an unser Ohr schlugen, in unseres Nächsten Angesicht nur zu erblicken, was uns wohlgefällt, wie wir in seinem Sinn und Wesen nach allem suchen, das ihn uns lieb und wert machen kann und darüber dessen endlich nicht mehr achten sollten, was ihn uns entfremden müßte."

„Und habt Ihr diese Fähigkeit, Ihr, vor so vielen Hochbegnadete? Fast möchte ich es glauben, denn stark wie Euer Herz ist Euer Wille. Ihr

würdet trachten, sie Euch anzueignen, wenn sie Euch noch nicht verliehen wäre."

„Ich würde es, Fürstliche Gnaden, denn ich hielte dies für meine Pflicht, um den Weg, der mir von heute an vorgeschrieben ist, leichter zu gehen."

Die Schatten des Abends begannen sich über Wald und Fluren zu lagern, der Drossel süßer Ruf tönte durch die Stille, Paula hüllte sich wie fröstelnd in das kostbare Schleiertuch, das ihr der Baron mit anderen Gaben geschenkt hatte.

„Man wird mich vermissen, ich muß hinab," sagte sie.

Er wagte nicht, sie zurückzuhalten; seine Blicke umfaßten noch einmal die herrliche Gestalt. War es das bräutliche Gewand, das sie ihm heute so verändert erscheinen ließ? Er glaubte, sie niemals so schön gesehen zu haben. Warum, warum nur hatte er sie sich entreißen lassen, sie nicht mit starkem Arme sich geraubt, ehe jene kalte Hand sich nach ihr ausstreckte?

Doch ach, er war nicht frei, wie jener andere, der sie besitzen sollte. Er war ein fahrender Kriegsmann in des fremden Fürsten Dienste, und ließ ihn dieser ziehen, gehörte seine Pflicht dem fernen Vaterlande, dessen Geschick, wie ihm die letzten Nachrichten meldeten, ungewiß, gleich dem seinen war. Er durfte seinem Herzen nicht folgen, noch über seine Hand verfügen; das Wohl des Staates war entscheidend, wem Dom Joaos Bruder dereinst vermählt werden sollte, auf den die Hoffnungen Portugals gerichtet

waren, falls Doña Luizas kränkliche Söhne in zartem Alter stürben.

„Mir ward gesagt, Ihr würdet fortan in dem Schlosse Wohnung nehmen," sprach er, „ist es so?"

„Ich lehnte es ab, Hoheit," antwortete Paula. „Bis zu meiner Hochzeit werde ich mit den Schwestern in unserem Häuschen bleiben. Es ist besser so."

„Ja, es ist besser so," wiederholte er gedankenvoll. Besser auch für ihn, der sie dann nicht häufiger sehen würde, als bisher.

„Lebt wohl, Hoheit," sagte Paula leise. „Für alle Eure Worte, all Eure Anteilnahme an meinem Lose nehmt meinen Dank!"

„Lasset Eure schöne Hand mich küssen," bat er. „Es ist dies eine Gunst, die Ihr den Fremden drunten gestattetet und in meinem Lande Brauch."

Die weiße Hand, die sich unter dem Schleier verborgen hatte, legte sich wie zagend in die seine, um sich erschreckt unter dem Kusse zurückzuziehen, den seine Lippen auf sie drückten. Im nächsten Augenblicke war die lichte Gestalt von dem Altane entschwunden, zu den Füßen Duartes lag nur der Rosenzweig, den sie gebrochen und dessen Blüten zerflatternd niedersanken, als er ihn emporhob.

* *
*

Paula kam die Treppe hinab, als die letzten der Geladenen sich verabschiedeten; Baron Guilerin empfing sie mit einer Miene, die leise Mißbilligung ausdrückte.

„Wo weiltet Ihr, Paula?“ redete er sie an. „Eure Mutter suchte Euch bereits.“

„Ich war auf dem Altane droben,“ antwortete die Gefragte. „Die Hitze und der Lärm in der Halle raubten mir den Atem.“

„So habt Ihr jetzt wohl den Wunsch, in Euer Haus zurückzukehren?“ fuhr der Baron fort. „Ich werde Anselm und Hannes den Befehl geben, Euch zu geleiten.“

„Wenn Ihr es erlaubt, möchte ich heim.“

„Ihr sollt thun, was Euch gefällt, doch vorher will ich Euch noch mitteilen, daß ich mit Eurer Mutter den Tag unserer Vermählung beschlossen habe und daß sie damit einverstanden ist, wenn wir ihn in wenigen Wochen feiern. Ich hoffe, daß auch Ihr dagegen nichts einzuwenden habt.“

„Ich werde thun, was meine Mutter und Ihr anordnet,“ sagte die Braut.

„Unser Aufenthalt wird dann hier nicht lange währen. Der Winter naht und mir ist es lästig, das Treiben des Kriegsvolkes Tag und Nacht um mich zu haben. Ich werde Euch nach Graz führen, wo ich ein Haus besitze; Eure Mutter und Schwestern werden uns begleiten. Im Sommer können wir hierher zurückkehren, so Gott will, werden wir dann endlich wieder die Gebieter auf unserem Schlosse sein.“

Ein Pfiff auf silberner Pfeife, die er bei sich trug, rief die Diener herbei; Paula hüllte ihre kleinen Schwestern, welche müde von den ungewohnten Genüssen herangeschlichen kamen, in warme Tücher

und verließ nach kurzem, förmlichem Abschiede von ihrem Verlobten das Schloß, um den Heimweg anzutreten.

Die Kinder wurden in der frischen Abendluft etwas munterer. Sie plauderten von den Herrlichkeiten, die sie gesehen und daß sie lieber in dem Herrenhause in einem der seidenen Betten übernachtet hätten, als auf ihren Strohlagern zu schlafen.

„Nun wirst Du bald dort wohnen, Paula," riefen sie, nach dem Schlosse zurückdeutend, „und wir auch. Sieh da, wo die Lichter glänzen, sind wir gewesen, da ist die Halle, dort das Zimmer mit den vielen Spiegeln, dort das Turmgemach, das Deines werden soll."

Auch Paula blickte zurück, aber ihr Auge suchte einen anderen Punkt. Das Licht an jener äußersten Ecke kam aus dem Zimmer Dom Duartes, der einsam, wie er es gewohnt, wohl über seinen Büchern saß. Sie wandte sich rasch zum Weitergehen. Nein, nein, sie wollte seiner nicht gedenken, sie wollte selbst die Worte vergessen, die er heute zu ihr gesprochen und die sie dennoch beständig in ihrem Herzen widerhallen hörte.

Bald führte sie ihr Weg hinweg in die Ferne, und kehrte sie in die Heimat zurück, war er wohl lange schon hinausgezogen, anderen Ruhmeszielen entgegen, von denen ihr vielleicht in die Einförmigkeit ihres Lebens an der Seite des kranken Gatten hier und da spärliche Kunde drang. Sie preßte beide Hände zusammen.

Es war ihr, als ob des Winters kalter Hauch sie streife, wenn sie ihrer Zukunft gedachte und als ob der Lenz mit jenes Fremdlings sonniger Gestalt sich auf ewig von ihr wende, der, ihre Bahn nur flüchtig berührend, das Licht daraus mit seinem Scheiden nahm.

Neuntes Kapitel.

„Ich sagte es Euch oftmals schon, Ihr seid grausam, Marcella, und Euer Herz ist kalt. Ich werde baldmöglichst wieder in den Krieg ziehen und Euch zu vergessen suchen, was mir leider nicht gelingen wird.“

Balthasar Törek sprach diese Worte, als er Marcella vergebens zu überreden suchte, ihn außerhalb des elterlichen Gartens zu treffen. Die wenigen Minuten, die überdies noch durch die Besorgnis einer möglichen Überraschung getrübt wurden, befriedigten den jungen Ritter schon lange nicht mehr und er mühte sich, dem Mädchen klar zu machen, daß es durchaus keine Gefahr habe, wenn sie ihm ein Stelldichein an irgend einem anderen Orte gewähre, bisher freilich ohne Erfolg.

Eine unbestimmte Furcht vor dem gewagten Schritte, ein Rest des Pflichtgefühles Achaz Schommer gegenüber, hielten Marcella zurück, auch wenn sie nicht ihrer Mutter gelehrige Tochter gewesen wäre, die ihr eingeprägt hatte, von dem Edelmanne erst ein Heiratsgelöbnis zu erlangen, ehe sie ihm die geringste Freiheit gestatte.

„Ich bin nicht grausam," erwiderte sie auf seine Vorwürfe, „doch ist es nicht in unseren Bürgerhäusern Brauch, mit fremden Kavalieren sich bald hier, bald da zu treffen."

„Das sagt Ihr erst seit kurzem," entgegnete er ungeduldig, „was hat Euch denn so klug und so besonnen gemacht?"

„Ach, ich denke, daß all Eure schönen Worte in den Wind gesprochen sind," lachte sie. „Wer weiß, wie vielen Jungfrauen und Frauen in der Stadt Ihr das Gleiche versichert, wie mir."

„Darin thut Ihr mir unrecht," beteuerte er. „Ich liebe nur eine und das seid Ihr."

„Ihr liebt mich also wirklich?" fragte sie langsam. „So sehr, daß Ihr nicht ohne mich sein könntet, wie Ihr so oft mir schwuret?"

„Gewiß und wahrhaftig, Marcella. Zweifelt Ihr denn noch immer daran?"

Sie warf spielend eine Blume empor, um sie geschickt wieder aufzufangen.

„Aber wenn Ihr mich so liebt, warum geht Ihr dann nicht zu meinen Eltern und sagt ihnen, daß Ihr mich zum Weibe begehrt? Dann könnten wir uns sehen, soviel wir wollen."

Auf diese Frage war er allerdings nicht ganz vorbereitet. Er hatte es sich viel leichter gedacht, sie zu gewinnen und niemals die Absicht gehabt, die Tochter des böhmischen Kupferstechers und seiner lächerlichen Frau heiraten zu wollen.

„Ich würde das mit Freuden thun," antwortete

er zögernd, „doch Ihr wisset nicht, schönes Kind, daß die Schwierigkeiten eines solchen Schrittes für mich sehr große sind.“

„Größer gewiß nicht, als für mich, heimlich den Meinen zu entweichen, um zu Euch zu kommen,“ versetzte das scharfsinnige Mädchen.

„Ihr wollt eben nicht; die Liebe vermag alles.“

„Das meine ich auch, wenn Ihr wolltet.“

Er schüttelte unmutig den Kopf. „Ihr redet, wie ein unerfahren Mädchen es zu thun pflegt. Ich bin nicht Herr meiner Handlungen, solange mir beide Eltern leben, die mich schon längst mit einem reichen Edelfräulein aus der Nachbarschaft vermählt haben möchten. Ich widerstrebe dem Plane erst, seit ich Euch kenne; urteilt selbst, ob ich Euch liebe, wenn ich eine glänzende Zukunft um Euretwillen von mir weise.“

Trotz ihrer Jugend war ihr der angeführte Grund nicht einleuchtend. Ihre Eitelkeit, die von der Mutter sorgfältig gepflegt worden, begnügte sich mit dem heimlichen Verhältnisse nicht, das Balthasar ihr bot. Sie wollte öffentlich als Frau des vornehmen Kavaliers an seiner Seite gehen und mit der Auszeichnung, die ihr geworden, die hoffärtigen Hekkings ärgern, nicht im Verborgenen, wie er es wollte, zu ihm schleichen.

„Und wie stellt Ihr Euch unser zukünftig Leben eigentlich vor?“ fragte sie enttäuscht.

Er versuchte sie näher an sich zu ziehen; sie wich ihm aus. „Beschwert doch Euren Sinn nicht

mit solchen Bedenken," schmeichelte er. „Der heutige Tag ist unser, wer wollte an den morgenden denken? Lasset der kurzen Stunde uns freuen, die uns zusammenführt und seid glücklich, wie ich es bin, wenn ich Eure holden Züge sehe."

Die Worte gefielen ihr, aber sie befriedigten sie nur halb. Ihre Neigung für den jungen Ungarn war nicht tief genug, um, anderen liebenden Mädchen gleich, die eigene Beseligung im schrankenlosen Geben zu finden. Ihrer Meinung nach mußte der Ritter es sein, der weder Gefahr, noch Mühsal, noch Opfer scheute, um die begehrte Jungfrau zu erringen, und das Winken ihres Schleiertuches mußte ihm schon als Lohn und Anerkennung gelten.

„Marcella," rief eine scharfe Stimme vom Hause her.

„Das ist die Mutter, ich muß fort," sagte das Mädchen.

Balthasar Törek hielt sie bei einem ihrer langen goldigen Zöpfe fest. „Ich lasse Euch nicht, bis ich endlich den schon so oft erbetenen Kuß erlangt," scherzte er.

„Niemals," rief sie trotzig, „wenn Ihr mich nicht Eure Braut nennen wollt."

Und ihm die Flechte entreißend, lief sie hinweg.

Die Mutter stand unter der Thür, als sie dahergeeilt kam. „Nun, seid Ihr endlich einig?" forschte sie neugierig.

Marcella verzog den Mund. „Ach, er will ja nicht," sagte sie verdrießlich.

„Der gleißende Betrüger," schalt die Mutter. „Also

nur zum Zeitvertreib bist Du ihm gut, so als Schätzlein hinter der Thür, das der hochadlige Herr nachher nicht mehr kennt, wenn er unter seinesgleichen ist. — Daraus wird nichts, Marcella; den schlage Dir aus dem Kopfe."

„Vielleicht besinnt er sich noch."

„Das dauert zu lange. Bis jetzt hat der Achaz nichts gemerkt; kommt der dahinter, giebt es einen furchtbaren Lärm."

„Es war eigentlich nicht recht an ihm gehandelt," bemerkte Marcella, die von Balthasar etwas ernüchtert war, seit sie zu der Überzeugung gekommen, daß er sie nicht heiraten wolle.

„In der Welt geht es nicht anders zu," sagte Frau Wanda philosophisch. „Aufwärts wollen wir alle, und wer hinab will, ist ein Dummer. Du kannst übrigens einmal hinüber zu Schommers gehen, daß sie nicht glauben, Du wollest von ihnen nichts wissen. Der Leonhard war vorhin hier und ging zu Hekkings; ich sagte ihm, Du seiest schon drüben. Also geh nur."

Die fürsorgliche Mutter, welche es mit keiner Partei verderben wollte, kehrte in das Haus zurück; Marcella folgte der erhaltenen Weisung und stattete den Nachbarn einen Besuch ab. Achaz sagte ihr zwar nie so süße Dinge, wie Balthasar von Törek, aber seine hellen braunen Augen sprachen deutlicher als Worte die Freude an ihrer Gegenwart aus, und daß er sie lieb hatte, unsäglich lieb, wußte sie genau. Nur schade, daß er kein Edelmann, sondern ein Hand-

werker war; sie hätte ihm dann vor dem andern sogleich den Vorzug gegeben. —

Leonhard war inzwischen zu seinem Schwiegervater gegangen, mit dem er über den Zeitpunkt seiner Verheiratung sich besprechen wollte. Die Wochen seines Urlaubes näherten sich ihrem Ende und es war ungewiß, wann er wiederkehren konnte, sich die Gattin zu holen.

Die Brautleute hofften, daß die Eltern sich erbitten ließen, ihre Vermählung noch im Herbste zu feiern, und Leonhard wollte heute versuchen, den Vater für diesen Plan günstig zu stimmen.

Er traf den Rat in hoher Erregung und wenig geneigt, auf seine leise angedeuteten Wünsche einzugehen.

„Endlich," rief Herr Aloys seinem Eidam entgegen, „endlich ist es mir gelungen, den Schlupfwinkel jener Gaunerbande zu entdecken, heute abend gehe ich, sie aufzuheben und dem Gerichte zu überantworten."

„Welche Gauner, Herr Vater?" fragte Leonhard, der in seinem jungen Liebesglücke um die amtlichen Sorgen des Rates sich nicht gekümmert hatte.

„Die Falschmünzer, die seit so lange schon ihr Wesen treiben, und deren saubere Machwerke bald in aller Händen sein werden, so wissen sie sie zu verbreiten. Erzählte ich Dir nicht, daß Deine Nachbarsleute, die Schommers, schon in üblen Verdacht dadurch gekommen sind?"

„Ich erinnere mich, habe aber meinen Jugend-

gesellen nicht danach fragen mögen," sprach Leonhard. „Achaz wich mir aus, als einmal die Rede darauf kam."

„Er wird dazu seinen guten Grund gehabt haben. Wer verbreitet es gern weiter, wenn ihm solches begegnet ist? Jetzt aber wird es sich herausstellen, wer die eigentlichen Betrüger sind. In der Hallengasse, unweit der Donau, haben sie in einem Keller ihre Werkstatt und dort wird nachts gearbeitet. Wollen sehen, welcher Art die Galgenvögel sind, die da im Neste sitzen."

„Aber Ihr werdet doch nicht allein hingehen," sagte Leonhard besorgt. „Solch Gesindel pflegt auf seiner Hut zu sein; leicht könnte eine Gefahr Euch bei Eurem Unternehmen ereilen."

„Ich habe mir eine Anzahl Stadtsoldaten bestellt, die im Notfalle eingreifen können. Zu einem Kampfe wird es die Bande nicht kommen lassen."

„Das kann man nicht wissen, Herr Vater. Lasset mich Euch begleiten. Die Verbrecher werden weniger geneigt sein, Widerstand zu leisten, wenn sie sehen, daß ein wohlbewaffneter Mann neben Euch steht. Zur größeren Sicherheit können einige der Dragoner, die von des Prinzen Truppen hier sind, das Haus umstellen."

„Man merkt Dir den erfahrenen Kriegsmann an," lächelte der Rat. „Sei es denn, wie Du es ordnest; ich ruhe nicht, als bis ich den Fang gemacht habe, der mir schon lange im Sinne liegt."

Das Gespräch wurde durch den Eintritt Andreas

und ihrer Mutter unterbrochen, welche die Männer in den Garten abzuholen kamen. Frau von Hekking vernahm mit Befriedigung, daß Leonhard ihren Gatten auf dem heutigen, nicht gefahrlosen Gange begleiten werde; wohlwollend nickte sie ihm zu.

„Das ist recht von Dir, Leonhard," sagte sie, „den Vater nicht allein zu lassen. Jetzt bin ich ruhig, da ich Dich bei ihm weiß, denn Du wirst ihn schon verteidigen. Das aber heischt eine Belohnung, mein wackerer Sohn; was meinst Du wohl, worin sie bestehen soll?"

Die Augen der Brautleute trafen sich.

„O teure Frau Mutter," sprach Leonhard stockend, „die Belohnung, die ich gar nicht verdiene, ist sehr leicht gefunden; sie liegt in Euren gütigen Händen."

„So, so?" entgegnete Frau von Hekking scherzend. „Ich soll das Rätsel raten, das Ihr loses und verliebtes Volk mir aufgebt, wenn ich mir auch schon denken kann, wie es lautet. Nun, was beginnst auch Du zu streicheln und schön zu thun, Andrea? Den Hochzeitstag sollen wir festsetzen, Aloys, das wollen die beiden, und je eher wir ihn nennen, je lieber wird es ihnen sein."

„Ja denn, liebwerte Mutter," erwiderte Leonhard, „da Ihr so wohl in unseren Herzen zu lesen wisset; ich wäre Euch unendlich dankbar, wolltet Ihr den Zeitpunkt angeben, zu welchem ich Andrea als die Meine besitzen werde."

„Hast Du es so eilig, Kind, uns zu verlassen," fragte der Vater, „wie jener dort, Dich uns zu rauben?"

Andrea liebkoste des Vaters Hand. „Ist es nicht die Pflicht des Weibes, dem Manne zu folgen, den sie sich als Herrn erwählte?“ sprach sie leise. „Wie innig ich Euch und die Mutter liebe, Ihr wisset es. Doch Leonhards Zukunft hängt von den Befehlen seiner Oberen ab; er weiß es nicht, wohin das Schicksal ihn in kommenden Jahren verschlägt, während er für die nächste Zeit frei wäre.“

„Dies ist wahr, Herr Vater,“ fiel Leonhard ein, „wolltet Ihr Andrea mir jetzt geben, hätten wir den Winter in voraussichtlich vollkommener Ruhe vor uns. So lange der Reichstag versammelt ist, wird es zu erneuten Kämpfen nicht kommen, die im Frühjahr wieder beginnen werden, falls die Fürsten sich nicht zum Frieden einigen.“

„Das hat seine Richtigkeit,“ erwiderte der Rat. „Aber Du mußt zu Deinem Regimente zurück; wohin willst Du Andrea führen?“

„Ich bleibe in des Prinzen Nähe, der zu Leipheim sein Winterquartier nehmen wird und dort wird auch für uns Raum sein. Werden wir im nächsten Jahre gezwungen, weiter zu ziehen, müßte ich mein süßes Weib Eurem Schutze zurückgeben, bis ich sie wieder holen kann.“

„Und bist Du damit einverstanden, Andrea,“ wandte sich Herr von Hekking an die Tochter, „ohne feste Heimat, bald da, bald dort mit Deinem Gatten zu leben?“

Andrea trat an ihres Verlobten Seite. „Meine Heimat ist dort, wo er ist,“ sagte sie leise, aber entschieden.

Die Eltern schwiegen eine Weile. Die Trennung von dem geliebten Kinde mußte endlich kommen, aber es war schwer, sie auszusprechen.

„Es ist sein Recht, das er verlangt,“ begann Herr Aloys endlich, „und wir dürfen ihm nicht weigern, was wir einmal gewährten. So möge es denn sein, Bertha, in den ersten Tagen des Herbstmondes wollen wir unsere Kinder vor den Altar geleiten.“

Die Verlobten stürzten zu ihm, seine Hände zu küssen; Frau von Hekking kämpfte tapfer ihre aufsteigende Bewegung hinunter, als sie den Dank des jungen Paares entgegennahm.

„Wir wollen fröhlich sein,“ sagte sie, „um einen Festtag auszuwählen, ziemt sich ein festlich Angesicht. Drum keine Thränen, Andrea; wiewohl Ihr beide uns Alte überrumpelt habt, ich weiß, daß Du unsere gute Tochter bleibst.“

„Recht so, mein Weib,“ rief Herr Aloys. „Den Dingen immer gerade in die Augen sehen und mutig tragen, wie das Geschick sie fügt, so ist es weise. Dies Glas denn unserem künftigen Ehepaare, dem Hauptmann Leonhard von Koscielski und seiner Hauptmännin!“

Der Abend verlief sehr heiter; Zukunftspläne wurden entworfen, die Aussteuer der Braut besprochen, Leonhards Wünsche in betreff der häuslichen Einrichtung befragt. Beide Eltern hatten ihren Eidam lieb gewonnen und waren gewiß, ihm unbesorgten Herzens die Tochter anvertrauen zu können. Die

Anverwandten seinerseits hielten sich bescheiden zurück, man hatte von ihnen keine unliebsamen Störungen zu fürchten. Andrea besuchte zu seltenen Malen die Eltern Leonhards und ertrug aus Schonung für ihn alle die befremdenden Eindrücke, die sie bei ihnen empfing. Ihrem bezaubernden Liebreize war das Vorurteil der beiden Alten gewichen; der Kupferstecher zumal blickte mit einer Art ehrfürchtiger Scheu zu der holdseligen Braut seines Sohnes empor.

Leonhard mußte endlich daran erinnern, daß es Zeit zum Aufbruche sei; die Stadtsoldaten und Dragoner, die inzwischen beordert worden, warteten bereits draußen. Der Hauptmann und sein Schwiegervater steckten Pistolen zu sich und man begab sich auf den Weg.

Es war eine dunkle, regenschwere Nacht; nur mühsam drang die kleine Schar durch die unerleuchteten engen Gassen vorwärts, die gegen die Donau führten. Man hatte, um kein Aufsehen zu erregen, es vermieden, eine Fackel anzuzünden, nur die Blendlaterne eines der Soldaten gab zuweilen die Richtung an, um sogleich wieder unter dem Mantel des Trägers zu verschwinden, wenn die Nachfolgenden den Weg gefunden hatten.

Ein übler Geruch von verwesten Fischen kündete die Nähe des Stromes und zugleich der Hallengasse an, in der die Fische feilgeboten wurden. Der Rat blieb plötzlich stehen.

„Sind wir zur Stelle?" fragte Leonhard leise.

„Es ist das dritte Haus hinter dem Brunnen,"

antwortete der Rat in gleichem Tone, „ich sah es mir heut in der Frühe an. Von der Hofseite kann man hinein.“

Sie schritten vorsichtig näher, die Dragoner umstellten die Ausgänge, Herr von Hekking und Leonhard tasteten sich durch die schmale Hinterthür zu der Treppe, die in den Keller führte, wo die Werkstatt der Falschmünzer sein sollte. Drei der Stadtsoldaten folgten.

Lichtschimmer drang aus einer Ecke in der Tiefe, die Blendlaterne wies ihnen eine hölzerne Thür, hinter der man eigentümlich pochen und hantieren hörte. Mit einem einzigen Stoße hatte Leonhards nerviger Arm sie aufgesprengt, Aloys Hekking und die Häscher standen auf der Schwelle.

„Im Namen des Kaisers, alle sind verhaftet,“ rief seine Stimme. „Wer sich rührt, wird niedergeschossen.“

Ein Laut des Schreckens antwortete dem Befehle; von dem Werktische, an dem sie arbeitend gesessen, sprangen drei Gestalten empor, die Lampe zu löschen, die ihnen bei ihrem Thun geleuchtet hatte, und sich gegen den Hintergrund zu stürzen, wo ein zweiter verborgener Ausgang in das Freie sich befand.

„Haltet, haltet sie, keiner darf entkommen,“ donnerte der Rat, blindlings seine Pistole auf die Fliehenden abfeuernd.

Aber schon hatten Leonhard und die Häscher sie erreicht und in die Mitte des Raumes gezerrt, den

das Feuer des Herdes mit einem ungewissen Dämmer erfüllte.

„Da ist noch jemand,“ rief einer der Soldaten, auf einen vierten Mann deutend, der zusammengekauert neben dem Herde lag.

„Licht her und die Handschellen hervor,“ befahl der Rat, einen Feuerbrand vom Herde nehmend, mit welchem er dem zuletzt Entdeckten in das Gesicht leuchtete.

„Vater!!“

Wie der Todesschrei eines getroffenen Tieres gellte der Name durch den Raum; Leonhard Koscielski stand wie zu Stein erstarrt vor dem Gefangenen.

„Leonhard, was bedeutet das?“ rief der Rat entsetzt. „Wer ist der Mann dort?“

Ein qualvolles Aufstöhnen nur war seine Antwort; Leonhard verbarg sein Antlitz in den Händen.

Die Häscher hatten ihre Fackeln entzündet, in dem grellen, unbarmherzigen Lichte standen Vater und Sohn sich gegenüber.

„Nun, was zauderst Du?“ fragte Nepomuk Koscielski höhnisch. „Hast Deine Sache gut gemacht im Dienste jener dort. So leg' mir doch die Fesseln an die Hände, die nur für Dich gearbeitet haben.“

„Was thatet Ihr, Vater?“ murmelte der unglückliche Sohn gebrochen.

„Worüber Du nicht zu richten hast,“ entgegnete der Falschmünzer schroff. „Du solltest Geld haben, so viel Du brauchtest; wie ich es schaffte, war meine Sache.“

Rat Hekking hatte sich etwas gefaßt. „Legt ihnen die Handschellen an und führt sie fort,“ gebot er, „der Keller wird verschlossen, das Haus bis morgen bewacht und strengste Untersuchung eingeleitet.“

Die Häscher und die Dragoner nahmen die Gefangenen in ihre Mitte, Hekking trat zu Leonhard, der, als man seinen Vater fortzog, wie betäubt auf einen Schemel gesunken war.

„Komm mit mir; hier ist Deines Bleibens nicht.“

Leonhard blickte verstört auf. „Übt Gnade,“ stieß er hervor.

„Das ist unmöglich; sie sind ihres Verbrechens überführt.“

„Er ist mein Vater.“

„Beklagenswerter Du!“

„Was wird mit ihm geschehen?“

„Du kennst die Gesetze. Denke lieber an Dich.“

„An mich?“

„Man wird die Frage an Dich richten, ob Du Mitwisser gewesen.“

„Barmherziger Gott! Ich?“

„Ich selbst werde gezwungen sein, sie an Dich zu stellen. Ist Dir nie ein Verdacht gekommen, daß es im Hause Deiner Eltern nicht mit rechten Dingen zuginge?“

„Ihr könntet das glauben und zugleich voraussetzen, daß ich unter der Maske eines Ehrenmannes mich in Eure Familie schliche?

„Die Liebe eines Sohnes macht zuweilen blind. Mir ist berichtet worden, daß in dem Hause Deiner

Eltern ein Aufwand getrieben werde, der mit ihrem Erwerbe nicht im Einklange stünde. Ist Dir dies nie aufgefallen?"

„Ich war zu seltenen Malen nur in den letzten Jahren in meinem Elternhause und kam ich hin, glaubte ich, was die Meinen sagten, daß des Vaters Verdienst ein guter sei."

Aloys von Hekking schwieg. Die furchtbare Entdeckung der heutigen Nacht mußte in ihren Folgen von schwerwiegendster Bedeutung für die Zukunft dessen sein, den er noch vor einer Stunde seinen Sohn genannt. Sein Mitleid für ihn vermochte den Schauder nicht zu unterdrücken, der ihn bei der Vorstellung anwandelte, der Sohn des Verbrechers sollte der Gatte Andreas werden.

Er griff sich an die Stirn. Gott, Gott, war es denn möglich? Wie würde er es ihr mitteilen, wie würde sie es tragen, das Ungeheure, das Unfaßliche, das selbst ihn, den starken, in den Prüfungen des Lebens gereiften Mann mit seiner Wucht niederzuschmettern drohte?

Er trat an den Tisch, auf welchem das Handwerkzeug der Falschmünzer ausgebreitet lag und begann es in fieberischer Hast zu prüfen. Aber seine Hände zitterten, während er die verschiedenen Gegenstände an das Licht der Lampe hielt und seine Augen irrten darüber hinweg, ohne sie zu sehen.

Sie blickten in ein weißverhangenes Kämmerlein seines Hauses, wo unter dem Schutze des Mutter-

gottesbildes sein jungfräuliches Kind schlummerte, in ihren keuschen Träumen wohl das Bild des Mannes vor sich, den diese Stunde auf ewig von ihr scheiden mußte.

Wie aus weiter Ferne hörte er Leonhards Stimme: „Gestattet Ihr, daß ich nach Hause gehe? Mein Amt hier ist zu Ende.“

Der Rat fuhr empor. „Du nach Hause? Es ist unmöglich. Ich muß die Deinen alle in Haft nehmen lassen, auch —“ er brachte das Wort mit Anstrengung heraus — „auch Dich.“

„Mich?“ stieß Leonhard hervor. „Was habe ich verbrochen, um dies zu verdienen, Vater?“

Er mußte es bemerken, daß Herr von Hekking bei dem Namen zusammenzuckte.

„Verzeihet,“ fügte er bitter hinzu, „daß ich in Euch den Vater, nicht den Richter sah.“

Der Rat winkte abwehrend mit der Hand. „Du warst mir teuer wie ein eigener Sohn,“ sprach er schwer atmend, „aber auch ich kann Dich nicht schützen, Du bist Deiner Eltern Sohn von heute an nur noch, nicht mehr der meine; ich darf fortan keiner anderen Stimme mehr Gehör geben, als der des Gesetzes, das ich zu verkünden berufen bin.“

Leonhard löste seinen Degen aus dem Gehenke und legte ihn vor seinen bisherigen Schwiegervater auf den Tisch; dann öffnete er die Thür und rief zwei der Soldaten herein. „Ich bin Euer Gefangener, wie die Männer, die Ihr zuvor fortführtet. Thut mit mir, wie Ihr wollt.“

Die Soldaten zögerten; fragend blickten sie auf den jungen Hauptmann.

Herr von Hekking gab ihnen ein Zeichen. „Bringt ihn in das Stadthaus," befahl er, „doch wird er getrennt von den anderen bewacht. Lebe wohl, Leonhard," wandte er sich an diesen, „vergieb mir, wenn ich nicht anders handeln kann."

Er wollte ihm die Hand bieten, der Gefangene wies sie zurück. „Überbringt Andrea meinen Abschiedsgruß," sagte er nur, als er den Keller verließ.

Der Rat blieb allein. — War denn das nicht alles ein wüster Traum, den er erlebte? Er mußte erwachen, sogleich erwachen; es waren Trugbilder, die ihn ängstigten, und Leonhard war keines Verbrechers Sohn.

Aber nein, da qualmte das Feuer, über dem der Kessel mit geschmolzenem Metall hing, dort lagen die Formen zu den falschen Goldstücken, dort einige der zuletzt gefertigten, welchen die Arbeiter durch das Aufreiben einer dunklen Masse den Anschein längeren Umlaufes zu geben bemüht waren, damit der allzu gleißende Schein die neue Prägung nicht verriete.

Der Vorrat war jedoch kein großer; im Hause des Böhmen mußte sich noch mehr davon finden; sein Weib war ohne Zweifel Mitwisserin, auch sie mußte verhaftet, das ganze Haus streng durchsucht werden. Es war keine Zeit zu verlieren, sollte durch das Ausbleiben des Kupferstechers, durch irgend

einen geringfügigen Zufall die Familie nicht gewarnt werden. Herr von Hekking ließ den Keller sorgfältig verschließen, das Haus von den noch zurückgebliebenen Soldaten umstellen und eilte auf das Stadthaus, das weitere anzuordnen.

Zehntes Kapitel.

Die Kunde von der Entdeckung einer Verbrecherbande, deren Haupt der Vater des kaiserlichen Reiterführers von Koscielski war, durchflog schon in den nächsten Tagen mit Windeseile ganz Wien, und das Aufsehen, welches das Ereignis hervorrief, wurde durch die begleitenden Nebenumstände gesteigert.

Der eigene Sohn des Falschmünzers war es gewesen, der dessen Entdeckung herbeiführen half, und sein Schwiegervater hatte in seinem unerbittlichen Rechtsgefühle ihn dafür verhaften lassen.

Man schüttelte die Köpfe, erwog das Für und Wider zu solchem Thun. Des Rates Strenge war bekannt und wenn man auch geneigt war, den jungen Hauptmann zu beklagen, wer mochte wissen, ob er ganz ahnungslos der Vorgänge in seinem Elternhause geblieben war? Art läßt nicht von Art; das Böhmerblut floß auch in seinen Adern, er mußte es doch schlau angefangen haben, so rasch emporzukommen. Und daß er das Herz eines so schönen und vornehmen Mädchens gewonnen, wie Andrea Hekking war, ging vollends nicht mit rechten Dingen zu.

Vielleicht hatte er von seiner Mutter, die einer Hexe gar nicht ungleich sah, einen Zaubertrank erhalten, mit dem er die Jungfrau bethört. Seine Schwester brauchte sicher auch allerhand dunkle Künste, weil die Männer sich die Köpfe verrenkten, um ihr nachzuschauen; keine Tochter aus ehrbarem Christenhause hatte jemals solche Bewunderung erregt, als das rothaarige Böhmerskind.

Nun, da sah man, wohin der Hochmut führte. Der wohlhabende Achaz Schommer, den gar manche der Bürgerstöchter gern zum Eheherrn genommen, würde sich jetzt bedanken für solch eine Braut, die am Ende gar in das Spinnhaus mußte.

Und die Nachbarn und sonstigen Freunde der durch das Unglück betroffenen Häuser malten sich mit behaglicher Breite das zukünftige Schicksal der einzelnen Mitglieder aus, einesteils die Demütigung ihnen gönnend, andererseits sich in dem erhebenden Bewußtsein sonnend, daß bei ihnen dergleichen unmöglich sei.

So ging in Dünkel und Schadenfreude auch das anfängliche Mitleid unter und nur die Neugier blieb, was aus den Hauptpersonen des sich entwickelnden Trauerspieles werden würde, jene schonungslose Neugier, welcher ein Zusatz des Grauens einen prickelnden Reiz verleiht.

Das Ausbleiben ihres Verlobten, die sichtliche Bekümmernis ihrer Eltern, das veränderte Wesen der ihrem Hause nahestehenden Freunde mußten endlich auch in Andrea die Ahnung eines Unglücks er-

wecken, das man ihr verheimlichen wollte. Ihre Gespielinnen wichen scheu zurück, wenn sie in ihren Kreis trat, oder steckten die Köpfe zusammen, um sich allerlei zuzuflüstern, während die Eltern derselben sie mitleidig betrachteten. Auf den Straßen stießen sich die Leute an, wenn sie an der Seite ihrer Mutter vorüberkam und sie hörte zuweilen ihren Namen und den ihres Bräutigams nennen.

Das dunkle Geheimnis, das ihr auf Schritt und Tritt folgte, war endlich nicht mehr zu verbergen; aus ihres Vaters Munde erfuhr sie, was geschehen.

„Ich habe Dir in dieser Stunde den ersten Schmerz zugefügt," schloß Aloys von Hekking in tiefer Bewegung, „vergieb mir, mein Kind, daß ich nicht früher den Mut fand, Dir mitzuteilen, was Du ein trauriges Anrecht hattest zu wissen, weil es Deine Zukunft in völlig andere Bahnen leitet. Und wenn Du jetzt um die Zertrümmerung Deines Lebensglückes trauerst, so gedenke daran, daß Du noch Deine Eltern hast, die Deinen Schmerz Dir tragen helfen, ihn fühlen wie Du."

Andrea hatte der entsetzlichen Eröffnung in starrer Ruhe zugehört. Sie weinte nicht, sie brach nicht in Klagen aus, ihr Angesicht, aus dem jegliche Farbe entwichen war, glich dem einer Toten. Die Mutter schlang besorgt den Arm um sie.

„Andrea, geliebtes Kind, sprich, sprich ein Wort," sagte sie mit thränenerstickter Stimme.

Die Jungfrau erhob langsam ihr Haupt und

schaute um sich. War das der nämliche Raum noch, der so unzählige Male Zeuge ihre Glückes gewesen, waren das die Blumen noch, die sie gepflegt, die Bäume draußen im Garten, unter denen sie als Kind gespielt? War nicht die Welt um sie verwandelt mit der schreckensvollen Kunde, die sie soeben vernommen?

„Wo ist Leonhard?" fragte sie mit einer Stimme, die wie gebrochen klang.

„Er ist gleich den übrigen Gliedern seiner Familie in Haft," antwortete der Rat.

„Ihr haltet auch ihn für schuldig, mein Vater?"

„Nicht das; die Notwendigkeit gebot, ihm die Möglichkeit zu rauben, für die Seinen zu wirken, oder ihre Befreiung zu erstreben, wozu er als guter Sohn geneigt sein konnte. Darum ließ ich ihn in das Stadthaus bringen; der Verdacht der Mitwisserschaft wird, wie ich hoffe, nicht auf ihm haften bleiben, wenn es auch mit seiner Stellung im kaiserlichen Heere vorbei sein wird."

Andrea machte sich aus der Umarmung ihrer Mutter frei. „Ich will zu ihm gehen," sagte sie entschlossen.

„Du, Andrea? Nimmermehr!" riefen beide Eltern wie aus einem Munde.

Andrea blickte staunend von einem zum andern. „Er ist schuldlos, er bedarf des Trostes, und wer vermöchte ihm solchen zu geben, als ich, die ihn so innig liebt?" entgegnete sie.

Frau von Hekking zog sie von neuem an sich.

„Komme zu Dir, süßes Kind," suchte sie zu besänftigen. „Was Du beabsichtigst, es ist unmöglich. Du wirst den Beklagenswerten nicht wiedersehen, dem Du auf Dein heißes Bitten und fast wider unseren Willen anverlobt wurdest."

„Ihn nicht wiedersehen," wiederholte Andrea wie geistesabwesend. „Ich bin sein künftig Weib."

Die Mutter konnte eine Gebärde des Abscheues nicht unterdrücken, auch Herr von Hekking erblaßte.

„Höre mich an, mein Kind," sprach er dennoch milde. „Das, was Du soeben sagtest, entspringt einer Aufwallung Deines guten und weichen Herzens, das in seinem Mitleid für einen Unglücklichen die Tragweite seiner Worte nicht überlegt. Du kannst nicht mehr daran denken, das Weib jenes Mannes zu werden, dem Dein erster Jugendtraum gehörte und den ein unselig Verhängnis traf, das, so tief auch ich es für ihn beklage, Dich für immer von ihm scheiden muß."

Andrea hatte sich emporgerichtet. „Ihr irrt Euch, mein Vater," erwiderte sie ehrerbietig, aber fest, „ich gab Leonhard mein Wort aus freiem Willen, aus tiefster Liebe und mit der Überzeugung, daß nichts auf Erden, als der Tod, uns jemals scheiden könne. Ich gab dieses Wort in frohen, sorgenlosen Tagen, die mir eine Prüfung, eine Trübsal wie eine Unmöglichkeit erscheinen ließen. Jetzt ist sie da, so unerwartet wie vernichtend gekommen, und so sollte meine Liebe jetzt nicht stark genug sein, sie ihm tragen zu helfen, der, wie Ihr

selbst sagt, und wie ich es stets glauben werde, ohne Schuld von dem Furchtbaren ereilt wurde?"

„Du redest im Fieber," jammerte die Mutter. „Du denkst doch nicht im Ernst daran, einen Mann zu ehelichen, dessen Vater vielleicht am Galgen enden wird?"

Andrea drückte die Hände vor die Augen bei den grausamen Worten. „Und wäre seines Vaters Verbrechen noch zehnfach größer, ich würde Leonhard doppelt lieben um des namenlosen Wehes willen, das er trägt," erklärte sie.

„So würdest Du fähig sein, uns die Schmach zuzufügen, den Namen, den Du von uns, Deinen Eltern, empfingest, mit dem befleckten anderen zu vertauschen?" fragte der Rat nicht ohne Strenge.

„Es würde mich unsäglich schmerzen, Euch darunter leiden zu sehen," sprach Andrea, „aber ich würde mich zugleich erinnern, daß meine erste Pflicht jetzt ihm gehört."

„Sie gehört zu gleichen Teilen uns; vergiß nicht, was Du uns und Dir selbst schuldig bist."

„Ich bin Euch Dankbarkeit und kindliche Liebe für mein ganzes Leben schuldig, teurer und verehrter Vater," erwiderte Andrea. „Mir selbst jedoch bin ich die Treue am gelobten Worte schuldig und dieses gab ich ihm, den Ihr als Sohn nicht mehr anerkennen wollt. Entscheidet, wer die größeren Rechte an mich hat."

„Und wenn wir Dir verbieten, jenen Mann noch als Deinen verlobten Bräutigam zu betrachten?

Wirst Du als ungehorsame Tochter Dich uns widersetzen?"

„Der Priester, der meine Gespielin Mechthildis Eberstein mit ihrem Gatten vor Gottes Altar verband, sprach zu ihr die Worte: ‚Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen.' Verzeihet mir, geliebte Eltern, wenn ich ebenso empfinde und Leonhard die Treue zu halten gesonnen bin, bis Gott meinen Tagen ein Ende setzt. Ihr mögt mich hindern, sein Weib zu werden, doch Ihr könnt mich nicht zwingen, meine Liebe zu ihm aus dem Herzen zu reißen, so wenig, wie jemals einen anderen Mann als Eheherrn zu wählen."

Der Rat schob seinen Sessel zurück; seine Miene hatte sich verfinstert. „Geh zu Bette, Andrea," befahl er kurz. „Was Du gesprochen, es soll von Deiner Mutter und mir vergessen werden. Du bist im Fieber; der kommende Morgen wird Dich verständiger und ruhiger finden."

* * *

Die Gerechtigkeitspflege des siebzehnten Jahrhunderts ging ohne Säumen vorwärts. Man wußte nichts von langwierigen Untersuchungen, die sich durch Monate dehnten, nichts von der Herbeischaffung weit entfernter Zeugen, noch umfangreichen Beweismaterials. Man beschränkte sich einfach auf den Thatbestand, wie man ihn vorgefunden, ließ durch den öffentlichen Ankläger die Klage erheben, und was der Delinquent

nicht sofort eingestand, mußte ihm die peinliche Frage erpressen, welcher der Angeschuldigte bei jedem schwereren Vergehen unwiderruflich verfallen war. —

Das Gericht wider den Münzfälscher Koscielski und seine Genossen wurde kaum zwei Wochen nach seiner Verhaftung angesetzt. Die Beweise für seine Schuld hatten sich am Orte der Entdeckung vorgefunden, in seinem eigenen Hause waren in einer Wandfüllung die Zeichnungen und Entwürfe zu den Fälschungen, sowie eine größere Summe des neugeprägten Goldes verborgen gewesen.

Sein Weib war, gleich ihm, in dem Gefängnisse des Stadthauses, Marcella hatte man in Anbetracht ihrer Jugend und offenbaren Unkenntnis der Sache auf freiem Fuße gelassen.

Ein grauer, regnerischer Herbsttag war es, als sich in dem großen Saale des Stadthauses die neun Schöffen um den ersten Richter, Aloys von Hekking, versammelten, der an dem oberen Ende des mit schwarzem Tuche beschlagenen Tisches Platz nahm.

Die Namen wurden aufgerufen, der Richter stellte an den ältesten der Schöffen die übliche Frage:

„Ich frage Dich für die, so mit Dir hier sind: ob das endlich Gericht zu peinlicher Handlung wohl besetzt sei?“

Und der Schöffe antwortete: „Herr Richter, das peinlich endliche Gericht ist, laut unseres allergnädigsten Herrn, des Kaisers, Ordnung, wohl besetzt.“

Der Richter winkte den Gerichtsknechten, die um

den Nachrichter im Hintergrunde des Saales standen. „Führt die Beklagten wohl verwahrt vor das Gericht.“

Die Menschenmenge, die den weiten Raum bis zum letzten Plätzchen füllte, wandte voller Spannung die Blicke zur Thür, als unter dem Vortritt der Stadtsoldaten, umgeben von den Gerichtsknechten, die Beklagten erschienen. Zuerst Nepomuk Koscielski, dessen Hände auf dem Rücken gefesselt waren, dann seine Spießgesellen und endlich ein hochgewachsener, schöner Mann mit blassem Angesicht, der eine alte, tiefgebeugte Frau am Arme führte.

Durch den Zuschauerraum ging ein Flüstern.

„Das ist der Hauptmann von Koscielski, des Münzfälschers Sohn.“

„Wie bleich er aussieht! Ist er mitbeklagt?“

„Das weiß man nicht; er gehört eben dazu.“

„Er scheint schon aus dem Heere entlassen; trägt ja ein bürgerlich Kleid.“

„Die Alte ist seine Mutter, die er führt. Aber wer ist die andere dort?“

Durch die Menge hatte sich eine zarte, tief-verschleierte Frauengestalt Bahn gebrochen, welche die Gefangenen erreichte, als sie vor dem Tische des Richters standen.

„Leonhard!“

Die Hand, die mit hastiger Bewegung den Schleier zurückgeschlagen, streckte sich dem Sohne des Fälschers entgegen. Ein thränenüberströmtes Antlitz blickte in wehmutsvoller Zärtlichkeit zu ihm empor.

„Das war seine Braut,“ raunte man sich zu, „der Richter ist ihr Vater.“

„Armes Geschöpf! So jung, so schön, so unglücklich!“

„Es ist edelmütig, daß sie zu ihm hält; er ist gewiß unschuldig.“

„Wie sie sich ansehen! Sie haben sich wohl gar sehr lieb gehabt.“

Vor den Schranken, welche die Richter von den Gefangenen trennten, standen die Einstverlobten Hand in Hand; die Augen der Schöffen ruhten mitleidig auf ihnen, selbst die Gerichtsknechte, die an Trauerscenen aller Art sonst gleichgültig vorübergingen, wagten nicht, ihres Amtes waltend dazwischen zu treten; nur des Richters strenge Züge blieben unverändert.

„Hinweg, Andrea; dies ist Dein Platz nicht.“

Die Stimme bebte nicht, die diese Worte sprach; Aloys von Hekking war in dieser Stunde nicht mehr der Vater des weinenden Mädchens dort, das zu dem Geliebten mutig sich vor aller Welt bekannte, er war der Richter, der noch heute über die Schuldigen den Spruch zu fällen hatte.

Andrea hatte bei dem Befehle langsam ihre Hand aus der Leonhards gezogen. „Sei getrost,“ flüsterte sie, „ich bleibe Dir treu.“

„Andrea, Stern meines Lebens, habe Dank,“ gab er zurück; dann wandte er sich von ihr, seinen Platz auf der Bank der Beklagten neben den andern einzunehmen.

Das Gericht begann. Weder Nepomuk Koscielski, noch seine Spießgesellen leugneten ihre Schuld. Der erstere erzählte, wie er mit seinem Weibe und seinen Kindern aus dem böhmischen Lande, das der Krieg überschwemmte, geflohen sei, in der Hoffnung, in der Kaiserstadt sein Brot zu finden. „Wir sind hereingewandert mit je einem Bündel in der Hand," sprach er, „und einem Kinde auf dem Rücken. Wir haben in der Kriegsnot verloren, was uns eigen an Hab und Gut, und bettelten uns bis hierher durch, haben auch gearbeitet, wo wir wußten und konnten, damit die Kinder uns nicht Hungers starben. Wir halfen den Marktleuten ihre Waren aufladen, wir schleppten zum Bau die Steine herbei, wir haben auf den Feldern gemäht und gerecht; wenn wir gar nichts fanden, spielte ich auf meiner Fiedel den Leuten zum Tanz und mein Weib sang dazu. So sind wir hergekommen, wo wir einen Landsmann trafen, der uns eine Zeitlang bei sich wohnen ließ. Da fing ich wieder an, die Kupferstecherei zu betreiben."

„Und was vermochte Dich, Dein ehrlich Gewerbe aufzugeben, um ein Münzfälscher zu werden?" fragte der Richter.

Der Alte zerrte an seinem grauen Bart. „Die Kinder wuchsen heran," sagte er, „und der Verdienst wurde geringer. Die hohen Herren, die sonst ihre Wappen bei mir stechen ließen, auch manch anderes Gerät bestellten, blieben aus, sie hatten kein Geld

zu solchen Dingen, weil der Krieg alles verschlang. Wir wußten oft nicht, woher wir das Brot nehmen sollten, die Nachbarn borgten nicht mehr. Mein Sohn, der Leonhard, wollte unter die Soldaten, dazu brauchte er Geld."

„Er hätte sicher mit bescheideneren Mitteln sich begnügt, wenn er gewußt, woher Du das Geld für ihn schafftest," sprach der Richter.

„Gestrenger Herr, er war mein einziger; ich wollte ihn in Glück und Glanz sehen. Er hatte in seiner Kindheit Tagen mit uns gehungert und geweint; er sollte nie mehr fühlen, wie der Mangel thut; er sollte haben, was sein Herz begehrte, und dereinst reich und mächtig werden. Er sollte hinter seinen vornehmen Freunden nicht zurückstehen und seine Jugend genießen, wie seine Kindheit hart und bitter gewesen. Dann kam der Hochmutsteufel über mich und mein Weib. Wir wollten unserer Tochter ein Heiratsgut schaffen, daß sich ein vornehmer Freier für sie fände, und so ging es weiter und weiter, bis wir durch den Gewinn sicher gemacht wurden und die Vorsicht aus den Augen ließen."

„Wie lange treibst Du das unehrliche Gewerbe schon?"

„Ich habe vor acht Jahren angefangen, erst mit kleineren Münzen, dann mit Goldgulden," antwortete der Böhme.

„Wer lehrte Dich sie fertigen?"

„Es lehrte mir die Nachfertigung ein welscher Stromer, der einst bei mir Obdach erhielt."

„Er hat Dir einen üblen Dienst erwiesen. Weißt Du, wo er gegenwärtig weilt?“

„Nein, er ist nach seinem Lande zurückgekehrt.“

„Und später machtest Du das Geld mit diesen hier, die man bei Dir fand?“

„Ich machte es eine Zeitlang allein, aber dann fanden sich diese dazu, die auch helfen mußten, es unter die Leute zu bringen.“

„Habt Ihr außerdem noch Mitschuldige?“

„Nein.“

„Besinnt Euch wohl und nennt sie, bevor man Euch auf andere Weise befragt.“

„Ich weiß keine, außer diesen.“

„Wußten Dein Weib, Dein Sohn, Deine Tochter, woher das Geld kam?“

„Mein Weib wußte es, meine Kinder nicht.“

„Ehemaliger Hauptmann Koscielski,“ wandte sich der Richter an diesen, „was habt Ihr der Aussage Eures Vaters hinzuzufügen?“

Leonhard trat an die Schranke. „Ich kann nur wiederholen, was ich Euren ersten Fragen erwiderte,“ sprach er, „daß ich in dem Glauben stand, das Geld, welches ich von den Eltern empfing, sei auf rechtmäßige Weise erworben. Ich habe meinen Vater und meine Mutter geehrt und hochgehalten, wie es einem Sohne geziemt, der nichts wie Liebe von ihnen erfuhr, und nie ist mir der Gedanke gekommen, daß in ihrem Hause etwas Unrechtes geschähe.“

„Seit wann erhieltet Ihr große Zuwendungen, die das angebliche Handwerk unmöglich einbringen konnte?"

„Ich bin seit zehn Jahren dem Kriegswesen nachgegangen," antwortete Leonhard, „und fast durch diese ganze Zeit wurde ich von meinem Vater unterstützt. Blieb für das Heer der Sold aus, mußten auch wir Offiziere uns selbst verpflegen, so hatten wir nur die Wahl, den Bürgern und Bauern ihr Eigentum gewaltsam zu nehmen, oder die Unsern anzusprechen. Ich hatte es in meiner Kinderzeit gelernt, wie die Armut thut. Ich scheute mich, von den jammernden Leuten zu heischen, was sie oft als letztes noch zu ihres Leibes Nahrung und Notdurft brauchten und ebenso dachte mein erlauchter General, Dom Duarte von Braganza. So brauchte ich oftmals mehr Geld, als meine Kameraden, die sich ungescheut nahmen, was sie fanden. Mein Vater erhob nie einen Vorwurf gegen mich, wenn ich etwas verlangte, und ich glaubte, er könne es ohne Mühe noch Sorge geben."

„Ihr mußtet Euch aber sagen, daß man mit dem Stechen von Wappenschildern, dem Graben von Platten nicht soviel verdiene, um in solcher Weise Aufwand treiben und Geld hergeben zu können?"

„Mir wäre jeglicher Verdacht gegen meine Eltern gleich einer Sünde erschienen. Der Vater sagte zuweilen, daß er Geld auf Pfänder leihe, ich fragte auch danach nicht. Ich war in den zehn Jahren des Kriegsdienstes nur Gast bei den Meinen und sah

und fühlte nur die Liebe, mit der sie mich empfingen, die übergroße Liebe, die sie stets für ihre Kinder hatten und die sie auch zu diesem letzten Schritte getrieben. Um dieser Liebe willen hätte ich niemals gewahrt, was ich mir an ihnen anders wünschen konnte, ich hätte vor meinem Inneren auch die Fehler abgeleugnet, die meine Augen endlich dennoch sehen mußten, ich hätte mich nur erinnert, daß jene Frau dort mir das Leben gab, das mir mit jedem Jahre sonniger aufzugehen schien, daß jener Mann mich einst mit müden Füßen über steinige Pfade, weite Wegstrecken getragen, mit seinem Gewande mich bedeckt, wenn wir auf freiem Felde übernachten mußten, daß er zuerst das oft nur erbettelte Stück Brot mir gab, ehe er den eigenen Hunger stillte, und solch Erinnern hätte mir genügt, jedes andere Urteil über der Eltern Thun und Wesen zum Schweigen zu bringen. Und noch in dieser Stunde, da ich als Mitbeklagter neben ihnen stehe, meiner Stellung in des Kaisers Heere, meiner Zukunftshoffnungen, all meines Glückes verlustig, wird meine Hand es nicht sein, die auf sie einen Stein wirft, die mein Elend verschuldet haben; ich will in dieser furchtbaren Stunde nur gedenken, was ich an frohen, ungetrübten Tagen ihnen dankte und daß es mir nicht zusteht, der Richter ihrer Thaten zu sein, die sie für mich begangen."

Durch die dichtgedrängte Menge, die in atemloser Spannung den Vorgängen folgte, ging wie zuvor ein Murmeln der Teilnahme; der Kupferstecher saß zusammengesunken auf seiner Bank, sein Weib schluchzte.

An dem Richtertische herrschte lautlose Stille, selbst die Schöffen waren tief ergriffen, Aloys von Hekking hatte die Augen mit der Hand bedeckt.

„Leonhard Koscielski, Ihr könnt abtreten."

Der Richter sprach es nicht mehr so fest wie zuvor, als er die Tochter von der Seite dieses Mannes wies. Der Eindruck der soeben vernommenen Worte war auch bei ihm ein zu mächtiger gewesen, um nicht für eine kurze Spanne Zeit ihm nachzugeben. Es war ihm, als ob er erst in diesem Augenblicke die Seelenqualen dessen ganz zu begreifen vermöge, den er als Sohn fortan nicht mehr kennen wollte und dessen zerstörtes Hoffen, dessen vernichtetes Leben keine menschliche Macht je wieder aufrichten konnte.

Aber er mußte weiter auf dem Wege seiner Pflicht, deren Erfüllung ihm noch niemals so schwer gefallen; die Verhandlung nahm ihren Fortgang.

Wanda Koscielski wurde aufgerufen; ihre Aussagen bestätigten die des Mannes. Sie gestand, das gefälschte Geld unter den verschiedensten Vorwänden umgewechselt zu haben, oftmals sei es auch auf die Pfänder gegeben worden, die man ihnen brachte. Man habe es ihnen in dieser geldarmen Zeit nicht schwer gemacht. Ziehende Händler, Kaufleute am Orte, sowie Wechsler hätten es gern genommen, später, als die Nachahmung immer täuschender geworden, habe auch sie kaum noch eine Gefahr befürchtet. Ihr Mann hätte nur noch ein Jahr arbeiten wollen, dann habe er gemeint, sei es genug, das gute Leben habe aber auch ihr gefallen.

„Und kam Dir nie zum Bewußtsein, daß Ihr unrecht handeltet?“ fragte der Richter. „Daß Ihr redliche Leute betroget und andere in den Verdacht brachtet, es gethan zu haben?“

„Ich machte mir manches Mal Gewissensbisse,“ sagte die Böhmin, „aber dann ging ich beichten, und darauf wurde es jedesmal besser.“

„Erinnertet Ihr Euch nie daran, daß Ihr Eurer Kinder ganze Zukunft mit Eurem verbrecherischen Thun gefährdetet?“

„Gestrenger Herr,“ erwiderte die Beklagte, „die Könige und hohen Fürsten draußen in der Welt nehmen sich gegenseitig ihre Städte und Länder, und der ist der am meisten Gepriesene, der den größten Besitz erwerben kann. Sie nehmen es auch einer von dem anderen, ohne Fug noch Recht und fragen nicht, ob sie dem und jenem schaden. Ich dachte immer an die hohen Herren, wenn ich die Münze umwechseln ging und daß sie mehr Unrecht thäten, als wir, die wir nur unsere Kinder groß und mächtig sehen wollten, wie es ja eben nur durch Besitz und Reichtum in der Welt gelingt.“

„Dein Vergleich ist übel angewendet,“ entgegnete der Richter verweisend. „Die Fürsten, von welchen Du sprichst, erobern Städte und Länder in ehrlichem, offenem Kampfe, Ihr hingegen triebet ein verderblich Handwerk, auf dem nach des Gesetzes Buchstaben strenge Strafe steht.“

Die übrigen Beklagten wurden aufgerufen, sie bekannten rückhaltlos, wie Nepomuk Koscielski, in

welcher Weise sie das falsche Geld gefertigt und verbreitet hatten, oder welche Handreichung sie dazu geleistet. Zwei derselben waren verkommene Gesellen aus dem niederen Bürgerstande, der dritte der Eigentümer des Hauses, in welchem die Münzen geprägt worden.

Sie erklärten hier und da Helfer gehabt zu haben, die jedoch der Kriegssturm wieder in die Ferne getrieben habe und schon seit längerer Zeit allein zu arbeiten.

„Noch einmal frage ich Dich, Nepomuk Koscielski,“ sprach der Richter, „ob Du Mitschuldige außer diesen bei Deinem frevlen Thun hast?“

„Nein,“ war die feste Antwort.

„Erinnere Dich wohl; die peinliche Frage muß sonst Deinem Gedächtnisse nachhelfen.“

„Ich habe bekannt, was ich wußte, gestrenger Herr,“ sagte der Kupferstecher demütig.

Aloys von Hekking kämpfte schweigend mit sich; er hatte jetzt den Befehl zu erteilen, daß man die Beklagten auf die Folter bringe, um etwaige weitere Schuldige zu entdecken, wie es der Brauch bei ähnlichen Verbrechen erforderte. Er öffnete den Mund und schloß ihn wieder, ohne das Wort zu sprechen.

Sein Antlitz war dem Leonhards halb abgewandt und dennoch glaubte er den Blick des unglücklichen Jünglings auf sich ruhen zu fühlen, der für den Verbrecher flehte, und dieser Blick schien sich bis in die Tiefe seiner Seele zu bohren, bis sie den Rest der einstigen Zuneigung gefunden, die sich in Er-

barmen für die Bedrohten zu wandeln fähig war, wenn er — wenn er es wollte.

Der oberste Schöffe erhob sich von seinem Sitze.

„Herr Richter," sprach er, „wollet bestimmen, ob zu der peinlichen Frage geschritten werden soll und wer von uns dabei anwesend sein soll."

Herr von Hekking zuckte leicht zusammen. Da war er wieder, der verzweifelnde Sohnesblick, der für die schuldigen Eltern flehte, die Eltern, die in ihr Schicksal auch das seine gerissen und für die der Sohn auch in dieser Stunde kein Wort der Anklage gefunden.

„In Anbetracht, daß die Beklagten ein freiwilliges und unumwundenes Geständnis abgelegt," ertönte des Richters Stimme, „in Anbetracht, daß es sehr wohl möglich, daß die hier versammelten Delinquenten mit dem vorgefundenen Handwerkszeuge die gefälschten Münzen allein anfertigen und sie, vermöge ihrer täuschenden Nachahmung, leicht vertreiben konnten, sieht das Gericht von der peinlichen Frage ab und ist dem öffentlichen Kläger zur Erhebung der Klage das Wort zu gestatten."

Es wagte niemand einen Einspruch; der oberste Richter schaute bei seinen Worten so finster darein, wie man ihn selten sah. Es war, als schäme er sich vor sich selbst der weicheren Regung, unter deren Einflusse er soeben gehandelt hatte.

Der Fiskal ergriff das Wort zur Anklage, ihm folgte der den Schuldigen bestellte Fürsprecher, dann zogen sich die Schöffen zur Beratung zurück.

Wie die Dinge lagen, konnte das zu verkündende Urteil nicht zweifelhaft sein, die Falschmünzerei galt als ein sehr schweres Vergehen und wurde mit großer Härte bestraft.

Nach kaum einer halben Stunde traten die Schöffen wieder in den Saal, gefolgt von dem vereidigten Gerichtsschreiber, der ein beschriebenes Blatt vor den Richter legte. Es enthielt die kurz zusammengefaßten Meinungen der beratenden Richter über die Schuld der einzelnen Beklagten und die Erkenntnisse der zu verhängenden Strafe.

In dem Saale war ein drückendes Schweigen, als Aloys von Hekking sich erhob, das Urteil zu verkünden:

„Auf Klage, Antwort und alles gerichtliche Fürbringen, auch sorgsamer, wahrhaftiger Erfahrung und Erkundigung, so deswegen nach Verordnung Seiner Kaiserlichen Majestät, Ferdinandus III. und seines hohen Rates geschehen, ist endlich zu Recht erkannt, daß:

Der Münzfälscher Nepomuk Koscielski, so gegenwärtig hier vor Gericht stehet, der Übelthat halber, so er mit der Anfertigung falschen Geldes verübt hat, auch weil er solche Münze gefährlich und boshaftiglich dem Nächsten zum Nachteil unter die Leute gebracht hat, mit dem Feuer vom Leben zum Tode gestraft werden soll, desgleichen die, so ihm dabei geholfen und Handreichung geleistet: Christian Lechler, Heinrich Keuling, Gerd Brühl die nämliche Strafe an Leib und Leben erleiden,

und hat sich Gerd Brühl, der sein Haus zu solchem falschen Münzen wissentlich verstattete, dieses seines Besitzes auch für seine Kinder oder sonstige Leibeserben verlustig gemacht!

Das Eheweib des benannten Nepomuk Koscielski, mit ihres Vaters Namen Wanda Wadski, die in schädlicher Weise das falsche Geld vertreiben geholfen, soll an dreien Tagen öffentlich an den Pranger gestellt, mit Staupenschlag gestraft und in ewigem Gefängnis gehalten werden, damit Land und Leute fürder vor ihr sicher sein mögen.

Der hier gegenwärtige Sohn der Verurteilten, bisheriger Hauptmann bei den Scharfschützen, Leonhard Koscielski, der sich nachweislich nicht an der Verfertigung, noch Verbreitung der falschen Münze beteiligt, auch nach Bezeugen seiner Oberen und Kriegsgefährten stets rechtschaffen und untadelig sich geführet, ist der Anklage loszusprechen und in Freiheit zu setzen, hat jedoch mit seinem gesamten Hab und Gut den Schaden zu vergüten, den sein Vater und seine Mutter vielen Leuten verursacht haben und ist deshalben sein Haus mit allem, was darinnen, für immer verwirkt."

Der Richter machte eine Pause, dann wandte er sich an den ersten Schöffen: „Ich frage Dich im Namen derer, die um Dich versammelt sind, ob das Urteil also beschlossen sei, wie es hier verlesen worden?"

Der Schöffe antwortete: „Herr Richter, im Namen derer, die um mich versammelt sind, wie das Urteil gelesen worden, so ist es beschlossen."

„Und zum anderen Male frage ich Dich warnungsweise,“ fuhr der Richter fort, „was die verwirken, die diese rechtlich erkannte Strafe rächen, oder den Versuch machen wollten, es zu thun?“

„Herr Richter,“ lautete die Erwiderung, „ich sage warnungsweise, wer diese erkannte Strafe rächen würde, oder den Versuch machen wollte, es zu thun, der fällt in alle die Strafe und Pein, darein die verurteilte Person erkannt ist.“

Die übrigen acht Schöffen fügten hinzu: „Wie der Obmann gesprochen, also sprechen wir auch.“

Der Richter nahm den weißen Stab zur Hand, der auf dem Tische vor ihm lag. „So zerbreche ich über die Verurteilten diesen Stab, gleichwie ihr Leben zerbrochen und verfallen ist, und befehle die armen Sünder dem Nachrichter, mit ihnen nach des Gesetzes Worten zu thun, gebiete ihm auch bei seinem Eide, das gegebene Urteil getreulich und gewissenhaft zu vollziehen und fordere alle frommen Christenherzen auf, für die Seelen der armen Sünder ein Gebet zu sprechen.“

* * *

Die Gerichtssitzung war beendet, die Richter verließen den Saal, der Nachrichter legte seine Hand auf die Schulter des verurteilten Nepomuk Koscielski, zum Zeichen, daß er fortan das Anrecht an ihn habe, Wanda klammerte sich an ihren Sohn, der in stummer Umarmung von den Eltern Abschied nahm. Die Ge-

richtsknechte drängten die Verurteilten endlich fort; durch eine Seitenthür wurden sie aus dem Saale in ihr Gefängnis zurückgeführt, das die Männer nur noch einmal zu ihrem letzten Gange, das Weib zur entehrenden Strafe verlassen sollte.

Elftes Kapitel.

Marcella saß in der Kammer zu ebener Erde, welche man ihr aus Barmherzigkeit noch als Wohnung überwiesen hatte, während die übrigen Räume sämtlich von dem Gerichte aus abgesperrt und versiegelt waren. Sie dachte nach, was sie beginnen solle. Von den Nachbarn war niemand gekommen, in ihrem Elend ihr beizustehen; von den Angehörigen eines Verbrechers hielt man sich, soviel als möglich, ferne. Es war nicht nur beschämend, es war auch gefährlich, mit ihnen zu verkehren, ganz abgesehen davon, daß die böhmische Familie niemals viele Freunde besessen hatte.

Das Haus der Schommers machte darin keine Ausnahme. Dem Waffenschmied und seiner Ehefrau war Marcella schon seit langem keine erwünschte Schwiegertochter mehr gewesen. Sie hatten es ihrem Sohne mit allem Ernste vorgestellt, daß er bei seinen Werkgenossen in Unehre kommen werde, wenn er ein Weib aus so übel beleumundetem Hause als die Seine heimführe, und als Achaz, eingedenk des gegebenen Wortes, mannhaft Widerstand leistete, hatte

die Mutter ihm mitgeteilt, was geschäftige Nachbarinnen ihr zugetragen: daß Marcella zu wiederholten Malen in ihrem Garten an der Seite eines jungen Kavaliers gesehen worden sei. Da hatte Achaz nachgegeben und seinen Eltern nach langem schmerzlichem Kampfe versprochen, von Marcella zu lassen, die ihm selbst die Treue nicht bewahrt. Aber er ging seitdem stumm und in sich gekehrt umher, die Arbeit wollte ihm nicht von der Hand, die Mutter ahnte, daß sein Gelöbnis ihn reue, daß er die Liebe seiner ganzen Jugend vergebens aus dem Herzen zu bannen strebe.

Marcella hatte in den letzten schrecklichen Tagen allstündlich seines Kommens gewartet; ihre ganze Seele verlangte nach einem Worte des Trostes, nach einem besänftigenden Zuspruche, der die Last ihres Jammers erleichtern hülfe, und sie hatte zum ersten Male mit tiefer Sehnsucht ihres anverlobten Bräutigams gedacht, in dessen treuen Augen sie das Mitleid lesen wollte, das alle anderen ihr versagten. Aber sie wagte nicht in sein Haus zu gehen, weil sie die offene Verachtung der Seinen fürchtete, und Achaz kam nicht zu ihr, so wenig, wie die anderen, sie zu fragen, ob er ihr Beistand zu leisten vermöge in ihrer großen Not.

Sie war fast ohne Mittel; das wenige, was sie an Schmuckgegenständen besaß, hatte sie in Eile verkauft, um leben zu können. Scheu und verstohlen war sie im Dunkel des Abends in die Stadt gegangen, sich einige Vorräte zu holen; bis morgen oder übermorgen würde ihr Geld noch ausreichen, und was dann — was dann?

Auf dem Vorplatze ließen sich Schritte vernehmen; das einsame Mädchen fuhr empor; sollte es dennoch Achaz sein? Ein Freudenschauer ließ ihr Herz erzittern, sie vermochte es nicht zu erwarten, bis er die rechte Thür gefunden, zagend und doch hoffnungsvoll trat sie in den halbdunklen Flur, um betroffen zurückzuweichen. Es war nicht Achaz, es war Balthasar Törek, der vor ihr stand.

„Ihr habt mich nicht erwartet, schöne Marcella," redete er sie an. „Warum jedoch wollt Ihr vor mir fliehen? Seid doch zufrieden, daß ich komme, Euer Ergehen zu erkunden und Euch zu sagen, daß ich bereit bin, Euch zu dienen, wie ich kann."

Sein Ton war leicht und halb spöttisch, wie sonst, seine Miene verriet nichts davon, daß das Erbarmen ihn hergetrieben; Marcella stand mit schlaff herabhängenden Armen, müdem Ausdrucke vor ihm; sie fühlte, daß von ihm ihr keine Hilfe kommen werde.

Der junge Kornet näherte sich ihr um einen Schritt. „Ich treffe Euch in schlimmer Lage an," fuhr er fort, „und ich habe Eurer oft in diesen Tagen mit Bedauern gedacht. Was werdet Ihr beginnen jetzt, da Ihr arm geworden und Eure —" er brach hastig ab.

„Ich weiß es nicht," antwortete das Mädchen tonlos.

„Ich aber weiß es," sagte Balthasar, ihre Hand ergreifend. „Seht, ich habe Euch immer lieb gehabt, seit ich Euch sah, und nie etwas Schöneres gekannt, als Euch. Es drückt mir das Herz ab, Euch in dieser

Verlassenheit zu finden und ich will Euch zur Stelle mit mir nehmen, wenn Ihr mir folgen wollt."

„Folgen, wohin?" wiederholte Marcella mit großen, erstaunten Augen.

„Überall hin, wo ich bleibe, mein holdes Kind; ich gehe morgen zu meinem Regimente zurück, das sich in Böhmen, Eurer Heimat, befindet, dorthin nehme ich Euch mit. Es lebt sich gar lustig draußen im freien Felde und Ihr werdet schneller dort Euren Gram vergessen, als hier, wo Euch die bösen Blicke und üblen Nachreden auf Schritt und Tritt verfolgen."

„Und was soll ich da draußen für Euch heißen?" fragte das Mädchen.

Er suchte sie zu umschlingen. „Danach forsche doch jetzt nicht, schüchternes Täubchen," schmeichelte er. „Du bist und bleibst mein höchstes Gut, mein Lieb, mein Alles!"

„Und Eure Dirne," schrie Marcella auf, ihn von sich stoßend. „Ich soll mit dem Trosse Euch nachziehen und mich von Euch fortweisen lassen, wenn es Euch gefällt. Hinweg, ich will nicht mit Euch."

„Ziehst Du es vor, hier zu verhungern?" entgegnete Balthasar. „Den Kindern der Gerichteten pflegen keine Thüren offen zu stehen. Ich biete Dir ein herrlich Leben und meine Liebe dazu, und Du willst noch die Spröde spielen?"

Ein Schatten fiel durch die offene Thür, die nach dem Garten führte; Marcella stürzte wie besinnungslos darauf zu.

„Achaz, das ist Achaz,“ rief sie aus. „Rette mich vor ihm; Du allein meinst es treu mit mir.“

Sie wollte sich an den Erscheinenden klammern; er machte sich von ihr los.

„Ich sehe, daß ich zu spät gekommen bin,“ sagte er kalt, „Du hast bereits einen Berater gefunden, der Dir wohl lieber als ich.“

„Nein, nein, nein,“ rief Marcella beschwörend. „Er will, daß ich mit ihm in das Feld ziehe; rette mich vor ihm, Achaz.“

Der junge Waffenschmied wandte sich mit finsterer Miene an den Edelmann. „Ihr wagt es, einem unbescholtenen Mädchen solch Ansinnen zu stellen?“ sagte er strenge.

„Unbescholtenes Mädchen,“ lachte Balthasar höhnisch auf. „Auch wenn es Euch beliebte, die Tochter des verurteilten Münzfälschers also zu bezeichnen, so müßte ich Einspruch dawider erheben. Ein unbescholten Mädchen läßt nicht fremde Männer in den Garten ein, wie es mir von Eurer Erwählten zu häufigen Malen geschehen.“

Achaz preßte die Zähne in die Lippen. „Ihr habt gehört, daß Marcella Euer Anerbieten zurückgewiesen,“ sprach er kurz. „Wollet uns von Eurer Gegenwart befreien.“

Balthasar verließ achselzuckend den Vorplatz; in der Thür blickte er sich noch einmal um. „Ziehet in Erwägung, was ich sagte, schöne Marcella,“ sprach er langsam, mit Betonung, „es wird Euch keine Auswahl bleiben.“

Das Mädchen umfaßte von neuem Achaz' Arm, als er gegangen. „O, glaube mir," flehte sie, „daß ich nicht mit ihm will und sei mir wieder gut, wie Du es stets gewesen."

Der Jüngling schaute düster vor sich hin. „Ich hatte meinen Eltern das Wort gegeben, von Dir zu lassen," sagte er, „und konnte es doch nicht über das Herz bringen, Dich allein und im Elend zu wissen, ohne Dir zu helfen. Drum kam ich her und treffe einen anderen bei Dir, der Dir mit frecher Rede naht und, wie mir däucht, ein Anrecht dazu hat. Man sagte es mir bereits und ich mochte es nicht glauben, nun aber muß ich es für Wahrheit halten; Marcella, ist es so? Hast Du Dir Stelldichein mit ihm gegeben? Vergaßest Du, was Du mir, Deinem verlobten Bräutigam, an Treue zu halten hattest?"

Marcella brach in Thränen aus. „Ich war ein thöricht eitles Ding; ich glaubte, daß es schön sein müsse, eines Ritters Frau zu werden. Die Mutter redete mir zu, ich sah ihn einige Male in unserem Garten."

„Und Du hättest demnach sein Weib werden mögen, wenn er nur gewollt?"

Marcella wagte nicht zu antworten; Achaz sah so drohend aus und doch so schmerzerfüllt.

„Ich will keinen Vorwurf wider Dich erheben," sprach er endlich. „Er gefiel Dir besser als ich, und Du hattest mich nicht gern, so wie ich Dich gehabt, sonst würdest Du seinen gleißenden Reden nicht Gehör

geschenkt haben. Man trug es mir zu, und ich mußte es glauben, weil es von Lippen kam, die mir nie logen. Dann aber wühlte es in mir, daß man Dir unrecht gethan, und ich wollte zu Dir, es Dir sagen, daß ich Dich nimmer verlassen wolle."

Seine Bewegung drohte ihn zu überwältigen; er atmete einige Male tief auf, ehe er fortfuhr: „Da treffe ich jenen bei Dir, von dem man mir berichtet, und Du selbst sagst, daß es Wahrheit sei, was die Leute von Dir sprachen; so muß es aus sein zwischen uns für immerdar."

„Achaz, verstoße mich nicht," jammerte das Mädchen, „wohin soll ich gehen, wenn auch Du Dich von mir wendest? Den Vater und die Mutter habe ich verloren, meinen Bruder sah ich nicht seit dem Tage der Verhaftung, wiewohl mir gestern abend in der Straße die Kunde zu Ohren drang, daß man ihn in Freiheit setzen wolle. Ich habe niemand in der Welt als Dich, der mir nicht verzeihen kann, was ich in Unverstand und kindischer Hoffart that?"

„Ich zürne Dir nicht, Marcella," erwiderte Achaz ernst, „ich will für Dich thun, was ich mit meinen geringen Kräften vermag. Ich weiß, daß ich es muß, damit ich Dich vor den Fallstricken jenes Mannes errette, der Dein Elend so wohl zu nutzen weiß."

Ein unterdrücktes Schluchzen hob ihre Brust, sie fühlte, daß sie in dem Herzen des Jugendgespielen den Platz verloren, den sie darin, so lange sie zu denken vermochte, behauptet hatte, verloren jetzt, wo

alles um sie her zusammenbrach, durch eigene Schuld. Ein wildes Weh ergriff sie; zum ersten Male empfand sie, wie er ihr so lieb gewesen, wie er die frohesten Tage ihrer Kindheit geteilt, wie sie seiner Rückkehr aus der Fremde freudig entgegengesehen, bis Eitelkeit und Hoffart in ihr die Oberhand gewonnen und sein Bild in ihr verdrängt hatten.

„Dein Bruder ist noch im Gefängnis," sprach Achaz ruhiger als zuvor. „Er wollte seinem Vater nahe sein, bis —" Er vollendete nicht; es war morgen der Tag der Hinrichtung Nepomuk Koscielskis und seiner Mitschuldigen. „Ich werde zu Leonhard gehen, ihn fragen, was er nach seiner Befreiung zu beginnen gedenkt, und Dir darüber Nachricht bringen. Für Dich finde ich, so hoffe ich, eine Unterkunft bei braven Bürgersleuten, wenn anders Du Dich meiner Führung unterordnen willst."

„Ich werde alles thun, was Du mir heißest, o, Achaz, nur nimm mich fort aus dem öden Hause hier."

Ein unsagbar Mitleid klang durch seine Stimme, als er sich über sie beugte. „Ich werde von meinen Eltern Erlaubnis heischen, ob ich Dich zu ihnen bringen kann, bis ich etwas für Dich gefunden."

Und, als fürchte er, sich, trotz der gefaßten Vorsätze, zu weit hinreißen zu lassen, eilte er hinweg.

Frau Renata stand bereits seiner harrend unter der Thür; sie argwöhnte den Grund seiner Entfernung und erwartete mit Ungeduld seine Rückkehr.

„Wo warst Du, Achaz?" fragte sie ohne Umschweife.

Er begegnete mit gelassener Offenheit dem forschenden Mutterblicke. „Ich war bei der Marcella," antwortete er.

„Du gabst Dein Wort, mein Sohn, sie fortan zu meiden," sagte Frau Renata.

„Ich gab es, Mutter, doch stärker als mein Wollen war mein Erbarmen."

„Dein Vater wird sich des nicht freuen, wenn er es hört."

„Ich gedachte ihn und Euch zu bitten, das verlassene Kind für etliche Tage bei Euch aufzunehmen."

„Die Marcella bei uns? Nimmermehr! Hast Du vergessen, daß ihr Vater morgen gerichtet wird?"

„Darum sprach ich es aus."

Die Mutter glättete und strich an ihrem Vortuche. „Da kommt der Vater; sage es ihm. Er wird es gleicherweise verweigern."

Meister Anton trat herzu. „Wovon geht die Rede so laut zwischen Euch?"

„Er will, daß wir die Marcella zu uns nehmen für einen Tag oder zwei," berichtete die Mutter.

Der Sohn blickte bittend den Vater an. „Soll sie allein in dem leeren Hause sitzen, während morgen die Glocke läutet, die ihres Vaters schrecklichen Tod kündet?"

Der Meister schüttelte das Haupt. „Es ist ein böser Handel, daß Du von der Dirne nicht lassen kannst," sagte er. „Willst Du sie solcher Art wider unseren Willen und Dein Wort unter Deiner ehrbaren Eltern Dach bringen?"

„Ich habe ihr gesagt, daß es aus sei zwischen uns," erwiderte der Sohn, „aber wir sind Christen, Vater, wir sind als solche gebunden, uns auch des Sünders zu erbarmen."

„Willst Du uns Lehren erteilen, Du, der Jüngling, uns, den Alten?"

„Nein, Herr Vater," entgegnete Achaz ehrerbietig, „nur Euch daran erinnern, daß auch unser Heiland dem Schächer am Kreuze ein Trosteswort nicht versagte, und daß wir kein Recht haben, an dem Kinde zu strafen, was die verbrachen, die sich ihre Eltern nannten. Der Leonhard ist mein lieber Jugendgesell gewesen, er wird als mein Freund gelten, so lange ich lebe. Hätte mich die Marcella lieb gehabt, ich würde bei Euch nicht ablassen mit Flehen, sie zum Weibe nehmen zu dürfen. Sie zog mir einen anderen vor, der nur auf ihr Verderben sann, dem aber lasse ich sie noch heute nicht. Ich werde, soviel an mir, sie schützen, daß sie nicht in Verzweiflung ihrer Seele ewiges Verderben wähle, und darum erbitte ich es zum anderen Male von Euch: gönnt ihr für diese nächsten Tage Euer Dach und meidet es, Euch späterer Reue anklagen zu müssen, weil Ihr einer Verlassenen, Vervehmten Haus und Herz verschlosset."

Er hatte nie in ähnlicher Weise zu seinen Eltern gesprochen. Die strenge Zucht, die er von Kindheit an gewöhnt gewesen, die innige Liebe, mit der er an ihnen hing, ließen ihn über die eigene Kühnheit erschrecken. Meister Anton starrte sinnend vor sich hin,

dann richtete er sich in plötzlichem Entschlusse empor und legte seine Hand auf des Sohnes Schulter.

„Bist ein wackerer Bursch, hast Kopf und Herz an rechter Stelle," sagte er. „Gott möge Dich erhalten, wie Du heute bist, und — die Marcella bringe uns herüber. Nicht so, Alte?"

Frau Renata aber wischte sich mit dem Zipfel ihres Vortuches eine Thräne ans dem Auge und stolz und liebevoll ihren Ältesten anschauend, sprach sie: „Wenn die Marcella auch nicht mehr als Tochter zu uns kommt, an Sorge und Gutthat soll es ihr bei uns nicht fehlen."

So kam denn wenige Minuten später an der Hand des jungen Waffenschmiedes Marcella in das Nachbarhaus, und Frau Renatas inneres Widerstreben bei dem aufgezwungenen Liebeswerke schmolz zu warmem Mitleid, als sie das blasse verhärmte Mädchenantlitz vor sich sah, das in demütig zagendem Flehen um ein wenig Barmherzigkeit zu ihr aufschaute. Sie brachte sie selbst in das kleine Gastkämmerchen im oberen Gestock, und als Marcella ihr gestand, daß sie seit dem gestrigen Morgen nichts gegessen, auch sich nicht mehr auf die Straße gewagt, weil man mit Steinen nach ihr geworfen habe, da eilte Frau Renata atemlos in die Küche, für einen kräftigen Imbiß und einen Becher heißen Weines zu sorgen.

Am nächsten Morgen aber, als dumpfer Glockenklang verkündete, daß die verurteilten Verbrecher ihren letzten Gang angetreten, und die Männer

hinausgeeilt waren, dem erschütternden Schauspiele der Hinrichtung beizuwohnen, saß die gutherzige Meisterin neben dem Bette des heimatlosen Fremdlings, sprach leise, beschwichtigende Worte zu ihr, streichelte ihr das goldene, wirre Haar und betete mit ihr für die Seele des Unglücklichen draußen vor dem Thore, während über ihre Wangen Thränen rollten.

* * *

Leonhard war bei seinem Vater geblieben, bis man ihn auf den Richtplatz führte, und war dann in sein Gefängnis zurückgekehrt, das er am Abend verlassen wollte, um nach seiner Schwester zu sehen, die er allein in dem verödeten Elternhause wähnte. Zu ihm ging Achaz, ihn fast gewaltsam mit sich zu nehmen, als er von der Hinrichtung heimkam.

„Dir ist Deine Freiheit wiedergegeben," drängte er, „die Pflicht des getreuesten Sohnes hast Du aufopfernd erfüllt, was willst Du länger noch hier säumen? Komm mit mir; lasse uns an ruhiger Stelle über das beraten, was Du fortan beginnen sollst und über die Hilfsmittel nachdenken, die Dir zu Gebote stehen."

„Ich bleibe keinen Tag länger in dieser Stadt, wo Steine und Häuser höhnend mich anzublicken scheinen," erwiderte Leonhard finster, „der helle Sonnenschein auf den Gassen ekelt mich an. Lasse mich hier, bis es dunkel geworden, daß ich mich ungesehen in mein einstig Haus schleichen kann."

„Du bist krank,“ sagte Achaz mitleidig, „und redest irre. Komm mit mir, ich gehe auch im hellen Sonnenschein ungescheut an Deiner Seite, und kein kränkend Wort, kein böser Blick wird Dich erreichen. Wer kann es wagen, Dir etwas anzuhaben, der Du schuldlos erfunden bist? Marcella ist bei meiner Mutter; ich brachte sie gestern heim. Willst Du noch länger säumen, der Schwester ein Wort des Trostes zu bringen, auf welches sie, zumal von Dir, soviel Anspruch hat?“

Jetzt erst, seit der Freund vor ihm stand, kam Leben in die unbeweglichen Züge Leonhards.

„Marcella — meine Schwester ist bei Euch?“ fragte er, als könne er der Botschaft nicht glauben. „Du hältst zu ihr, Du großes, goldenes Herz, wiewohl sie es um Dich nicht verdiente?“

Achaz' Stirn verschattete sich. „Nicht in dem Sinne, wie Du es meinst. Unser Verlöbnis ist gebrochen, da ich mich überzeugen mußte, daß sie mich nicht liebte, auch mußte ich den Eltern gehorchen, die sie als Tochter nicht mehr wollten. Doch fühlte ich mich gedrungen, für sie zu thun, was eines Bruders Fürsorge ihr gethan hätte — Du warst nicht da, Leonhard, so ging ich zu ihr, sie zu uns zu holen.“

„Ich danke Dir auch dafür aus Herzensgrunde,“ sagte Leonhard, des Jünglings Hand in die seine schließend. „Marcella war, ich muß es zu meinem Schmerze bekennen, Deiner treuen Liebe nicht wert. Sie ist von guten Anlagen, doch von ebenso großen Fehlern, die in ihrem bisherigen Leben ungehindert

emporwucherten. Vielleicht, daß diese furchtbare Prüfung ihren Sinn gewandelt und sie auf andere Bahnen leitet. Ich werde sie mit mir nehmen, wenn ich Wien verlasse."

„Aber wohin willst Du Dich wenden?"

„Ich weiß nur einen, zu dem ich gehen kann; das ist mein gnädiger Prinz, Dom Duarte. Er muß von meinem Unglück erfahren haben, denn gestern sandte er mir durch einen Reitenden Botschaft, daß er für mich der nämliche bleiben werde, was auch geschehe, und daß er nie an meine Schuld geglaubt."

„Das that auch niemand sonst, sei dessen getrost. Gott sei gepriesen, daß der edle Prinz, dem es stets wohlgehen möge, Deiner nicht vergißt. Er würde sicher hocherfreut sein, wüßte er, daß Du in Freiheit gesetzt worden. Und nun laß uns eilen, heimzukommen; die Menge hat sich verlaufen; wir gehen durch entfernte Gassen nach unserem Hause."

Er zog den noch immer Zaudernden mit sich fort, den langen, feuchten Gang hinab, an dessen beiden Seiten sich die Reihen von Eisenthüren befanden, welche die Gefängnisse verwahrten. Vor einer derselben hemmte Leonhard seinen Schritt. Das war die Zelle, in welcher die zum Tode Verurteilten ihre letzte Nacht zubrachten, und hinter jener anderen Thür am entgegengesetzten Ende würde seine Mutter den Rest ihrer Tage verbringen, wie man ihm gesagt.

Er griff sich in das Haar. Nun ging er in die Freiheit hinaus, — was wollte er dort? Sein

Leben lag in Asche vor ihm und die Welt war eine Wüste.

Der Schließer kam mit dem rasselnden Schlüsselbunde daher, die Außenpforte aufzuschließen. Sein Blick streifte nachdenklich seines bisherigen Gefangenen gramverstörtes Angesicht.

„Schaut nicht so trübe drein, mein wackerer Hauptmann,“ sagte er mit rauher Gutmütigkeit, „noch dehnt sich der Himmel über Euch und drinnen lebt der alte Gott, der keinen verläßt, am wenigsten einen, der sich so brav gehalten, wie Ihr.“

„Hab’ Dank, mein Alter, für Dein wohlgemeintes Wort,“ erwiderte Leonhard. „Geld habe ich nicht, Deine Dienste zu lohnen, doch nimm die Kette hier, das einzige Wertstück, das man mir ließ.“

Er wollte ihm eine goldene Kette geben, die er am Halse trug; der Schließer schüttelte den Kopf. „Dessen bedarf es nicht; Ihr werdet sie selbst gebrauchen,“ wehrte er ab.

„So verwende sie, wenn Du sie nicht selbst behalten willst, um jener Unglücklichen dort,“ er wies nach der Thür, hinter welcher seine Mutter gefangen saß, „ihre Tage zu erleichtern und erinnere Dich, daß Dir ein Unsteter draußen in der Ferne dafür dankt,“ sprach Leonhard.

Der Alte nickte. „So soll es sein; ich werde die Kette verwenden, wie es in Eurem Sinne ist.“

Die jungen Männer schritten durch den weiten Hof des Stadthauses in das Freie hinaus. Der Sonnenschein lag blendend auf den weißen Mauern

der Häuser, und Leonhard schloß die Augen vor dem grellen, grausamen Lichte, das wiederzusehen ihn erschaudern machte, wie er es kurz zuvor gegen Achaz geäußert.

Die Gassen waren menschenleer, durch die sie gingen, die Volksmengen, die der Hinrichtung beigewohnt hatten, drängten sich wohl in den Hauptstraßen, auf den öffentlichen Plätzen, um über das Geschehene zu sprechen, oder waren an ihre häuslichen Beschäftigungen zurückgeeilt.

Nur wenige, die sie kannten, begegneten den Freunden und jene wichen ihnen aus, sowie sie sie von ferne erblickten. Durch den Garten, ungesehen von den arbeitenden Gesellen, führte Achaz seinen Gefährten in das Haus zu seiner Mutter.

„Leonhard kommt, seine Schwester zu holen," sagte er dabei, „Ihr werdet ihm eine Rast bei uns nicht versagen."

Die Meisterin bot ihm die Hand; er war ihr von der Nachbarsfamilie stets der Liebste gewesen und auch jetzt derjenige, der ihr die meiste Teilnahme erweckte.

„Unser Haus ist offen für Dich, Leonhard, heut und allezeit," sprach sie, „auch warst Du schon erwartet, nicht von mir, noch Deiner Schwester, sondern von einem holden Gaste, der seit einer Stunde in der Stube drüben Deiner harrt."

Leonhard öffnete die Thür des bezeichneten Zimmers; bei seinem Eintritte erhob sich von dem Sessel am Fenster eine schlanke, dunkelgekleidete Gestalt.

„Andrea!“

Er rief es zweifelnd, zagend vor dem Unerwarteten, dem Unfaßlichen, aber da war sie ihm bereits entgegengeflogen und lag schluchzend in seinen Armen.

Es bedurfte langer Zeit, bis beide sich so weit gefaßt, um ihren Empfindungen Worte zu leihen. Leonhard war es, der zuerst sprach.

„Du kommst zu mir, Engel der Gnade; wie darf ich diesem Wunder des Glückes danken?“

Sie schaute ihn mit ernstem Blicke an. „Es ist kein Glückswunder, das mich zu Dir führt, Leonhard,“ sagte sie traurig. „Mein Vater und meine Mutter haben mich verstoßen, weil ich nicht von Dir lassen wollte.“

„Andrea,“ rief er erschreckt, „so trage ich Unseliger auch daran die Schuld?“

„Du trägst keine Schuld, Liebster,“ erwiderte sie. „Es kam, wie es kommen mußte. Der Vater kehrte aus der Gerichtssitzung erregt heim und schalt in seinem Zorne mich heftig, daß ich mich, wie er meinte, zu einem Schauspiele vor dem gesamten Saale gemacht habe. Die Mutter pflichtete ihm bei, und da beide meine Gesinnung kannten, verlangten sie von mir ein feierlich Gelöbnis auf das Kruzifix, daß es für immer aus sein sollte zwischen mir und Dir.“

„Und Du antwortetest?“ fragte er, als sie innehielt.

„Ich antwortete, wie das erste Mal, daß nur der eigene Unwert eines Mannes, nicht aber sein

unverschuldet Unglück die ihm anverlobte Jungfrau bestimmen könne, ihn aufzugeben, daß ich mich Dir verbunden fühle in Freud und Leid und mich als die Deine betrachte immer und immerdar."

„Geliebte Du! Du bist groß und hochgesinnt, wie keine zweite Frau auf Erden, aber ich, — ich darf, ach, Dein Opfer ja nicht annehmen. Arm, obdachlos ziehe ich morgen von hier; noch weiß ich nicht, wie sich mein Los gestalten wird, das einzig von der Gnade meines Prinzen abhängt. Die Schwester geht mit mir, doch, Andrea, Dich in mein Elend reißen, Dich darben, leiden, langsam dahinsiechen sehen an unserem Leide, — nein, nein, es kann nicht sein." —

„Liebst Du mich nicht mehr, Leonhard?"

„Kannst Du fragen? Bist Du nicht in diesen Tagen bitterster Verzweiflung mein einziger Gedanke des Trostes, mein einziger Stern der Hoffnung gewesen? Und wenn mich alle, alle der Mitschuld jener anderen fähig gehalten, ich wußte, daß Du mich in Deinem Herzen freigesprochen, bevor noch eine Anklage gegen mich Dein Ohr erreicht hätte, und es gab mir die Kraft, mein Leben weiter zu tragen. Aber weil ich Dich liebe, mehr als mich selbst, — in Dir die Verheißung meiner Erdenseligkeit erblickte, flehe ich Dich an: kehre zu den Deinen zurück, versöhne Dich mit Deinem Vater, sage ihm, daß ich Dein Wort zurück Dir gab, daß ich es muß, um nicht eine schwere Sünde an Dir zu begehen."

Andrea schüttelte den Kopf. „Nein," sagte sie

entschlossen, „die Eltern geboten mir, zwischen ihnen und Dir zu wählen und ohne Zaudern wählte ich Dich. Da sprachen sie das herbe Wort, ich mache ihnen Schande und sei ihr Kind nicht mehr. Ihr Haus sei mir fortan verwehrt, wenn ich auf meinem Ungehorsam beharre und ich möge dann mit Dir verhungern gehen."

„Das waren rasche Worte, im Zorne gesprochen, die schnell verwehen und vielleicht schon jetzt bereut sind. Viel bitterer wird Deine Reue sein, wenn Du mein jetziges Los teilst."

„Ich werde nichts bereuen," erklärte Andrea fest, „traueſt Du mir so geringen Mut zu? Die Welt ist groß und weit, wir werden auf ihr einen Platz finden, der uns Heimat sein darf. Wir werden durch unserer Hände Arbeit unser täglich Brot erwerben und Gott wird unser Vater, unser Schützer sein. Ich fühle die Kraft in mir, auf Deinem dunklen Wege Dich zu begleiten und Du wirst seine Dornen minder schmerzend empfinden, wenn ich bei Dir bin. Ich dachte mit Dir in den sonnigen Morgen hinauszufliegen, als ich mich Dir versprach; Gott hat es anders über uns beschlossen; es ist Nacht um uns geworden, ehe wir zur Mittagshöhe kamen. Doch auch die Finsternis wird endlich weichen; hat echte Liebe keine Macht, sie zu zerstreuen, Geliebter? Auch Deine Stirn wird wieder hell, Dein Auge klar werden, wenn wir vereint die schwere Last tragen, die des Herrn unerforschlicher Wille Dir auferlegt, und wenn die Menschen sich in ihrer Härte von Dir

wenden, Dein Weib, mein Leonhard, wird bei Dir stehen."

Er war ihr zu Füßen gesunken und verbarg sein Angesicht in den Falten ihres Gewandes. „So verzeihe mir Gott, daß ich nicht stärker bin," murmelte er. „Andrea, Heißgeliebte, Du mir fast Verlorene, Du mir Neugeschenkte, — ich lasse Dich nicht mehr."

* *
*

In dem Kämmerchen, welches Frau Renata Marcella angewiesen hatte, saßen die drei Heimatlosen eine Viertelstunde später beisammen und berieten, in welcher Weise sie ihre Entfernung aus der Stadt bewerkstelligen könnten.

Die Reise bis in das schwäbische Land, wo der Prinz von Braganza weilte, war lang und beschwerlich, zumal für solche, denen es an den Mitteln gebrach, sich Pferde beschaffen zu können.

„Ich habe mit meinen wenigen Habseligkeiten, welche ich der guten Meisterin in Verwahrung gab, auch eine Summe Geldes bei mir," sagte Andrea. „Es sind die Geschenke meiner Frau Patin, mein erspartes Nadelgeld und der Erlös für den Schmuck, den mir die Eltern für meinen Ehrentag im voraus gaben. Doch werden wir das Geld für unseren Unterhalt brauchen und so müßten wir uns entschließen, die Reise zu Fuß zurückzulegen."

„O nicht doch, meine Andrea," wehrte Leonhard ab. „Wie willst Du Zarte und Verwöhnte dies ausführen?"

„Ich werde alles können, was ich ernstlich will," erwiderte das mutige Mädchen, „Marcella wird es auch, nicht so, Schwester? Wir beide sind jung und kräftig; wir werden Leonhard keine Beschwer machen."

Marcella blickte bewundernd zu ihr auf. „So wie Du es ordnest, wird alles am besten sein," sagte sie.

„Ich werde Achaz fragen, ob sich keine Gelegenheit bietet, wenigstens eine Strecke Weges auf andere Weise zu machen," bemerkte Leonhard.

Der Haussohn kam auf seinen Ruf herbei. Auch er äußerte sein Bedenken, daß die beiden Jungfrauen die Wanderung unternehmen könnten.

„Es kann jedoch Rat geschafft werden," fügte er hinzu, „wenn einer der Schiffer mit seinem Kahne stromaufwärts geht, die aus dem Schwäbischen und Bayerischen Waren bringen. Erst gestern war einer in der Werkstatt, der sich eine Anzahl Messer mitnahm und morgen abend fortwollte. Zu ihm werde ich gehen, ihn zu fragen, ob er Euch mitnehmen kann. Er führt seinen Kahn fast leer zurück."

Die Art dieses Fortkommens war keine sehr angenehme; die Reisenden waren zumeist auf einen geringen Platz zwischen leeren, nicht eben sauberen Fässern und Kisten beschränkt, der Sonnenhitze oder dem Regen ausgesetzt, abgesehen davon, daß die Fahrt gegen den Strom nur langsam vorwärts ging. Dennoch aber begrüßten die Harrenden es gleich einer Freudenbotschaft, als Achaz nach kurzer Zeit ihnen mitzuteilen kam, daß der genannte Schiffer sie ohne Entgelt mitnehmen wolle.

Am Abend des nächsten Tages standen an dem Ufer der Donau die drei Wanderer, mit ihnen Achaz, der ihnen das Geleite gab. Sie trugen kleine Bündel in den Händen, die ihre ganze Habe enthielten, Achaz schob in den bereitliegenden Kahn noch einen großen Korb, den Frau Renata sorglich mit Lebensmitteln gefüllt hatte. Dann zog er Leonhard beiseite, mit dem er eindringlich sprach.

„Du mußt es nehmen," sagte er auf des Freundes Widerstreben. „Bedenke, daß Du nicht allein hinausgehst, daß diese zwei dort," er deutete auf die Mädchen, die in einiger Entfernung standen, „mit Dir sind. Siehe, ich habe es in einen Ledergürtel eingenäht, den Du beständig tragen kannst, daß Du es nicht verlierst."

„Aber es ist zuviel, mein Achaz," sprach Leonhard bewegt, „und Dir möchte es selbst fehlen."

„Ich bedarf nichts," erwiderte Achaz mit einem Lächeln, das einen wehen Ausdruck hatte. „Mein Handwerk trägt mir genugsam ein und für Weib und Kind werde ich nie zu sorgen haben."

„So sage wenigstens, daß ich es Dir wieder erstatten darf, wenn mir das Glück günstig sein sollte."

„Das wolle der Herr fügen und kannst Du mir dereinst sagen: ich gebe es ohne Not zurück, so nehme ich es gerne, denn ich weiß dann, daß es Dir wohl ergeht."

Er trat zu Marcella und bot ihr die Hand. „Leb' wohl, Marcella," sprach er mit leise zitternder

Stimme, „wir gehen nun auseinander, wohl für lange Zeit. Der Platz, den ich Dir zugedacht in meinem Hause, wird leer bleiben für immerdar, denn ich werde es nie vergessen, wie lieb ich Dich gehabt, seit wir als Kinder in dem Garten der Eltern miteinander spielten. Vielleicht kommt einst ein besserer Mann, als ich, dem Du Dein Herz ganz schenken kannst und der Dich an seinen Herd führt als sein Weib, und ich will mich getrösten, daß ich Dich verloren, wenn Du zufrieden und glücklich bist. Was es bedeutet, jemand lieb zu haben, so recht von ganzer Seele, Du weißt es wohl noch nicht, und mag sein, daß ich thöricht war, Dich so frühe an mich binden zu wollen, da Du kaum noch andere Männer kanntest. Aber wenn Du mir auch jetzt sagtest, daß Du keinen wolltest, als mich, ich würde denken müssen, es sei die Angst um Dein zukünftig Geschick, die Dir das Wort auf die Lippen drängte, darum ist es besser, wir sind, was wir einst gewesen: Bruder und Schwester."

Marcella weinte. Sie empfand, daß er recht habe, daß sie sein Vertrauen erst wieder neu zu erringen habe, sollte er in alter Treue je sich wieder ihr nahen.

„Und werde ich Dich nie mehr sehen, Achaz?" fragte sie beklommen.

„Möchtest Du es, Marcella?" entgegnete er weich.

„Ja," schwebte es auf ihren Lippen, als sie seine braunen, ehrlichen Augen mit einem Ausdrucke, der an vergangene Tage mahnte, auf sich geheftet sah; noch einmal kam es über sie, sich an ihn zu

klammern, ihn anzuflehen, sie nicht von sich gehen zu heißen, aber er würde ihr ja nicht glauben, wie er selbst gesagt, und seine Eltern waren, trotz ihrer Milde und Fürsorge, wohl auch zufrieden, wenn sie von ihr befreit wurden; sie blieb stumm.

Er mußte in ihren Augen etwas von dem gelesen haben, was in ihrem Innern vorging, denn er drückte heftig ihre Hand und sprach gedämpften Tones: „Lasse uns der Zeit vertrauen, Marcella, und ihm, der unsere Bahnen lenkt. Ist es sein Wille, daß wir zu einander kommen, wird er den Weg Dir weisen und Du wirst wissen, wo Deine rechte Heimat ist. Um die lieben Alten bange ich nicht, die endlich nachgeben werden, wenn Du nur standhaft und rein in dem neuen Leben bleibst. Du hast den Bruder Dir zur Seite und die herrliche Jungfrau, die ein leuchtend Vorbild ewiger Treue ist. — Und so behüte Dich Gott und seine Heiligen auf allen Deinen Wegen!“

Die Scheidenden stiegen in den Kahn, der sich langsam und schwerfällig in Bewegung setzte. Andrea stand an der Seite des Geliebten und schaute nach den weithin ragenden Türmen ihrer Vaterstadt; sie konnte es nicht hindern, daß ein schneidend Weh ihr Herz erbeben machte.

Leonhard schlang den Arm um sie. „Wirst Du es nie bereuen, daß Du in mein ungewisses Los mir folgtest?“

Sie trocknete hastig die aufsteigenden Thränen. „Du bist es, den ich mir als künftigen Herrn

erkor," antwortete sie, „und Dir gehöre ich. Ich erfülle meine Pflicht, wenn ich Dir folge und hätte ich nochmals zu wählen zwischen mühelosen Tagen und der Fülle des Reichtums ohne Dich, ich würde handeln, wie ich es heute that."

Zwölftes Kapitel.

In dem Schlosse des Baron Guilerin rüstete man zur Hochzeitsfeier, die sich wegen einer Krankheit des Bräutigams bereits verzögert hatte. Geschäftige Hände richteten die Zimmer zum Empfange der Gäste her; in der Küche drunten im Erdgeschosse waren die Köche mit der Bereitung des Zuckergebackenen thätig, das bei ähnlichen Anlässen in großen Mengen zur Verteilung gelangte.

Dom Duarte, bis in dessen Gemächer die allgemeine Unruhe drang, befand sich vielfach vom Schlosse abwesend. Er machte mit seinen Offizieren und den Edelleuten seines Gefolges Ausflüge in die liebliche Umgebung Leipheims, ging auch häufig auf die Jagd und kehrte erst am späten Abend heim.

Die künftige Herrin, der all diese Vorbereitungen galten, sah er nicht. Sie kam nur zu seltenen Malen, ihre Mutter besuchen, die sich in dem Schlosse sehr behaglich fühlte, pflog eine kurze Unterredung mit ihrem Verlobten und ging dann wieder in ihr bescheidenes Häuschen zurück.

Die kleinen Schwestern erschienen, eingedenk der Butterwecken und anderen guten Sachen, die sie erhielten, öfters auf der Burg und mit ihnen hatte Duarte eine lebhafte Freundschaft geschlossen, die sie mit Feuereifer erwiderten. Sie sprangen ihm entgegen, wenn sich seine hohe Gestalt nur von ferne zeigte, reichten ihm die Blumen, die sie unterwegs gepflückt, und ließen sich auf sein Pferd heben, auf dem er die jauchzenden kleinen Reiterinnen sorgsam im Hofe umherführte.

Dann aber, wenn diese herrliche Kurzweil vorüber, mußten sie sich zu ihm auf die Bank unter der Linde setzen und ihm erzählen. Ja, wovon? Sie wußten nichts, als von der Schwester zu sprechen, der vielgeliebten Schwester, die ihnen der Inbegriff aller irdischen Schönheit und Vollkommenheit dünkte.

Paula und immer Paula! Wie hold der Name von den süßen Kinderlippen klang, wie hell die Augen strahlten, wenn sie ihrer gedachten! Es war eine Lust, ihnen zu lauschen, fast schien es dem Hörer, als könne er bei diesen Schilderungen nimmer ermüden.

Sie saßen auch heute wieder im Garten beisammen; Duarte hatte soeben seinen Ritt beendet, als seine kleinen Freundinnen ihm begegneten und mit Jubelgeschrei sich auf ihn stürzten.

„Du bist heute an uns vorübergeritten, Herr Eduard,“ sie mochten den fremden Namen nicht und hatten ihn sich verdeutschen lassen, „und hast uns nicht gesehen,“ riefen sie ihm zu.

„Das beklage ich," lachte er, „wo stecktet Ihr, daß ich Euch nicht erspähen konnte?"

„Wir waren mit Paula im Walde, als Du vorüberkamst," berichtete Vincentia.

„Dann hättet Ihr Euch doch bemerklich machen sollen."

„Das wollte Paula nicht. Sie meinte, es sei nicht geziemend."

Sie hatte wohl recht, doch er war dessen nicht zufrieden.

„Und da weiltet Ihr bis jetzt mit der Schwester im Walde?" fragte er. „Weshalb ist sie nicht mit Euch gekommen?"

„Sie konnte nicht. Es fehlt ihr an Zeit; sie hat zu nähen," sagte Armgard wichtig, „ein wunderschönes Kleid macht sie sich zur Hochzeitsfeier. Schau her, ich habe ein Stückchen davon bekommen."

Sie zeigte ihm einen Streifen silberdurchwirkten Seidenstoffes, wie er zu Brautgewändern üblich war.

Duartes Blicke ruhten lange darauf; in wenigen Tagen würde sie das Kleid tragen, sie, dann das Eigentum eines andern.

„Den Streifen schenkst Du mir, Armgard," sprach er endlich, „Du lässest Dir einen anderen geben und ich kann ihn als Merkzeichen für meine Bücher gebrauchen. Ich gebe Dir ein Heiligenbild dafür mit bunten Farben auf goldenem Grunde."

Die Kleine klatschte in die Hände. „Dann bekomme ich den heiligen Martin wieder oder, — oder die heilige Agnes, die Vincentia fortgegeben," rief sie.

„Wem hast Du sie geschenkt, Wildfeuer Du?"

„Paula wollte sie gerne haben," antwortete Vincentia, „ich mochte sie ihr aber nicht geben."

„Und endlich thatest Du es dennoch?"

„Ja, heute, als wir heimkamen. Paula sagte, daß sie die Bilder in ihr Gebetbuch legen wolle und daß sie der Fürbitte der Heiligen mehr als je bedürfe. Da gab ich sie ihr und dann hat sie mich geküßt."

Es geschah fast wider seinen Willen, aber er konnte nicht anders. Er beugte sich nieder und küßte die Lippen der kleinen Sprecherin, die kurz zuvor jene anderen Lippen berührt hatten.

Armgard hielt ihm eifersüchtig gleichfalls ihr rosiges Mündchen hin.

„Paula hat mich auch geküßt," sagte sie mit dem unbequemen Ahnungsvermögen der Kinder, den eigentlichen Beweggrund einer Handlungsweise zu erraten.

Duarte fühlte, wie ihm das Blut heiß in die Wangen stieg. Wie hatte er sich so vergessen können? Mit liebkosender Gebärde schob er das braunlockige Köpfchen zurück, das sich an ihn schmiegte.

„Es schickt sich nicht für ein Jungfräulein, einem Manne einen Kuß anzubieten," neckte er, „der muß geraubt werden, doch nie freiwillige Gabe sein. Und nun kommt mit mir in mein Zimmer; wir wollen zwei gar schöne Heiligenbilder aus den dort vorhandenen auswählen."

Er verbarg den Streifen des Brautgewandes an seiner Brust und schritt mit den Kindern in das

Schloß. In dem Gange, der zu seinen Gemächern führte, kam ihm einer seiner Pagen eilig und aufgeregt entgegen. „Es ist jemand gekommen, der Eure Fürstliche Gnaden zu sprechen ersucht," meldete er.

„Ein Fremder?" fragte der Prinz gleichgültig. „Hat er gesagt, was sein Begehr ist?"

„Ein Fremder ist es nicht," sagte der Edelknabe stockend, — „es ist, — es ist — der Hauptmann von Koscielski."

„Leonhard!" rief Duarte. „Er soll zu mir kommen, ich will ihn sofort sehen. Wo führtest Du ihn hin?"

„Er harrt im Zimmer des Pförtners des Bescheides, gnädiger Herr. Ich eile ihn zu holen."

Der Page flog davon. Duarte ging mit den Kindern in sein Erkerzimmer, wo er ihnen wahllos und zerstreut einige seiner schönsten Heiligenbilder gab und ihre stürmischen Dankesäußerungen rasch abschnitt.

„Ein Freund kommt zu mir, meine kleinen Mägdlein," sagte er, „ich kann nicht länger mit Euch spielen. Gehet hinüber zu Eurer Mutter, Euch das Vesperbrot geben zu lassen, und verweilt Ihr bis zum Abend, sehe ich Euch noch."

Sie liefen davon, dem Geheiß zu folgen. In der Thür stießen sie gegen einen sonnenverbrannten, fremden Mann, der, ohne ihrer zu achten, in das Gemach des Fürsten trat. Noch hörten sie den Ruf Duartes „Leonhard!" noch sahen sie, wie der Ankömmling sich ihm zu Füßen warf und seine Hand

an die Lippen drückte, dann schloß der Page die Thür, wohl oder übel mußten sie sich entfernen.

In dem Gemache drinnen stand vor seinem einstigen Günstlinge der Prinz, in tiefer Bewegung die verfallenen Züge des jungen Mannes betrachtend, dem die Kämpfe und Qualen der letzten Wochen ihre Spuren aufgeprägt hatten.

„Was haben sie aus Dir gemacht, mein armer Leonhard?“ brach Duarte endlich das Schweigen. „Mir ward die Kunde Deines schweren Unglücks und ich sandte zu Dir, Dich wissen zu lassen, daß ich, was auch geschehe, der nämliche für Dich bleiben würde. Jetzt aber teile mir mit, was Dir auf dem Herzen liegt; noch weiß ich nicht einmal den Hergang dessen, was sich für Dich ereignete.“

Leonhard stattete Bericht ab. Er entwarf eine Schilderung seines anfänglichen Liebesglückes, er gedachte der Gunst und Zuneigung, die ihm von den Eltern Andreas geworden, seiner Anteilnahme an dem Eifer des Rates, die von ihm schon lange gesuchten Verbrecher zu entdecken und des verhängnisvollen Abends, als ihn die Sorge antrieb, den Schwiegervater auf seinem Gange zu begleiten, der mit seiner eigenen Verhaftung endete.

Der unglückliche Sohn des verbrecherischen Vaters machte eine Pause, als er bis hierher gekommen, ein wildes Schluchzen rang sich aus seiner Brust; Duarte saß ihm gegenüber, schweigend — tieferschüttert.

Und Leonhard erzählte weiter, — die Tage seiner Gefangenschaft, die Sitzung des Gerichtes, die

Verurteilung seiner Eltern, seine eigene Freisprechung, den letzten fürchterlichen Abschied. Sein Hörer strich sich mehr als einmal mit dem Tuche über die Stirn, die bei der Schilderung heiß und feucht geworden war.

Es war still in dem Gemache als Leonhard geendet hatte; man vernahm aus der Ferne das Lachen der Kinder und die scharfe Stimme des Barons, der den Dienern einige Befehle gab. Der Herbstsonnenschein flutete in breiten Strömen in das Gemach, die Wälder rauschten und drunten im Hofe schnitten singende Mägde frisches Tannengrün zurecht, das Schloß zu Paulas Hochzeit zu schmücken.

O Leben, das so grausam mit des Menschen teuerstem Hoffen spielt, — bist du es wert, daß wir geduldig deine Kette tragen? Mit trügerischem Lächeln zeigst du uns des glühenden Sehnens holdeste Erfüllung, des langen Ringens liebstes Ziel, um uns erbarmungslos zu rauben, was wir bereits unser wähnten und doppelt arm uns unsere Pfade weiterziehen zu heißen, verschmachtend in der schattenlosen Öde, die sich endlos vor uns dehnt. Wohl kommt auch dort das Ziel, doch es ist eng und dunkel, im Schoß der Erde still bereitet, die nach langer Wanderung ihr müdes Kind aufnimmt. —

Duarte war an den Bogen des Fensters getreten und schaute stumm hinaus, dann wandte er sich wieder zu Leonhard, der in düsterem Brüten in seinem Sessel lehnte, und ergriff in warmem Drucke seine Hand.

„Mein Leonhard, es bleibt zwischen uns, wie

es von je gewesen, ob man Dir auch den Platz in meinem Regimente nahm, den Du mit Ehren ausgefüllt. Ich finde einen anderen für Dich, der Dich beständig an meiner Seite hält und unter meinem Schutze wird nichts Übles ferner Dir nahen. Du sagtest mir noch nicht, wann Dich Deine Entlassung traf, die man ungerecht genug über Dich verhängte."

„Sie geschah auf Befehl des Kaisers schon wenige Tage nach meiner Verhaftung. Man hielt mich wohl für mitschuldig."

„Ich staune, daß Dein Schwiegervater nicht mehr für Dich zu thun vermochte, oder es nicht wollte."

„Wer könnte ihm von seinem Gesichtspunkte aus einen Vorwurf daraus machen?" war die bittere Entgegnung. „Eine sonderliche Ehre vermochte er mit seinem Eidam nicht mehr einzulegen. War es nicht begreiflich, daß auch er ihn fallen ließ? Es war genug, daß er meinem Worte vor dem Gerichte Glauben schenkte."

„Und Deine Braut? Du erwähntest ihrer nicht."

„Eure Fürstliche Gnaden werden überrascht sein, wenn ich Euch mitteilen muß, daß Andrea bei mir ist. Ihre Eltern haben sie verstoßen, weil sie unverbrüchlich treu zu mir hielt; sie und meine Schwester hatten keine andere Wahl, als mich zu begleiten."

Des Prinzen Blick heftete sich forschend auf ihn. „Seid Ihr vermählt?"

„Nein, Hoheit, die Eile, in der wir Wien verlassen mußten, machte dies unmöglich, auch wenn

wir einen Priester für unsere Trauung gefunden hätten. Wir sind Brautleute, wie wir es zuvor gewesen."

„Aber was gedenkst Du mit den beiden Jungfrauen zu beginnen? Für beide muß eine geziemende Unterkunft gefunden werden und in dem bisherigen Verhältnisse könnt Ihr doch dauernd auch nicht weiterleben, ohne Deiner Braut guten Leumund zu gefährden. Der Krieg hat ohnedies die Sitten gelockert; es kann nicht sein, daß Andrea, ohne Dir rechtmäßig angetraut zu sein, Dich auf Deinen weiteren Zügen begleitet."

„Ich sagte mir dies selbst und auch ihr. Ihr mutig Herz blieb standhaft, ihr Sinn ungebeugt. Das Bewußtsein ihrer Reine erhebt sie über diese Sorge und die Überzeugung, daß sie recht gehandelt, als sie mit mir, dem Beraubten und Ausgestoßenem, ging."

„Ein kräftiger Geist fürwahr und ein ritterlich Fühlen," sprach Duarte achtungsvoll, „doch es muß Euch geholfen werden, Ihr armen Kinder, und dazu weiß ich nur ein Mittel. Wo hast Du die Jungfrauen untergebracht?"

„In einer Hütte am Eingange des Dorfes warten sie meiner Rückkehr. Der Mann, der ihnen Obdach gewährte, kennt Eure Hoheit und war sogleich bereit, als er hörte, daß ich hierher zu Euch wollte, uns alles Gute anzuthun. Er nennt sich Kaspar Mels und sprach von Eurer Fürstlichen Gnaden in Begeisterung."

Duartes ernstes Antlitz überflog ein lichter Ausdruck. „Das ist mein lutherischer Schulmeister,“ sagte er, „dem ich seine Bibel verbrennen wollte. Wir sind seitdem gar gute Freunde geworden und suchen uns gegenseitig zu bekehren, wenn schon sonder Erfolg. — Doch zurück zu Dir, mein Leonhard. Ich kann Dir, als fortan zu meinem Gefolge gehörig, Obdach im Schlosse geben, in welchem ich selbst nur Gast bin, für die Jungfrauen werde ich mich bei der künftigen Herrin verwenden, die sicher Rat zu schaffen weiß. Eure Trauung wird in kürzester Frist vollzogen werden, und weigert sich der Pfarrer am Orte, ein entflohenes Paar zu verbinden, wird es durch meinen eigenen Gewissensrat, Padre Araldo, geschehen. Bis dahin mag Deine Andrea noch die Gastfreundschaft des wackeren Kaspar Mels annehmen, auf daß die Sitte gewahrt bleibe.“

Leonhard küßte dankerfüllt des Prinzen Hand. „O, mein gnädiger Fürst,“ sprach er bewegt, „was kann ich jemals thun, Eure Großmut zu vergelten? Ihr seid der rettende Gott, zu welchem ich in meines Kerkers Nacht flehte. — Nehmt mein Leben, es ist Euer; was kann ich Armer Euch sonst geben?“

Duarte lächelte auf ihn herab. „Die Zeit wird kommen, da Du den geringen Dienst von heute mir reichlich wiederzahlst, und wer vermag zu wissen, ob ich Dein Leben, das ich zu schützen mich bestrebe, nicht für mich selbst, zu meinem Frommen erhalte, ob ich nicht einst Dir mehr zu danken gezwungen, als Du zur Stunde mir zu danken hast?“

Sie ahnten nicht, wie bald dieses Wort in traurigster Weise zur Wahrheit werden solle.

In dem Hofe drunten jagten sich Vincentia und Armgard, als Duarte unter dem Portal erschien. Lachend fing er die Kleinere, die vor der Schwester flüchtete, in seinen Armen auf.

„Jetzt bist Du mein," rief er, „ich mache Dich zur Gefangenen und Du mußt alles thun, was ich Dir gebiete."

Die Haft flößte ihr augenscheinlich keinen Schrecken ein; sie schlang, als er sie emporhob, beide Ärmchen um seinen Hals und schmiegte ihren Krauskopf an seine Schulter. „Ich will alles thun," sagte sie zärtlich.

„So antworte mir schnell, ob Deine Schwester Paula diesen Abend noch in das Schloß kommt."

Vincentia, die herbeigelaufen, gab statt der Kleinen Auskunft. Beide waren sofort eifersüchtig, wenn eine von ihnen den geringsten Vorzug bei ihrem fürstlichen Freunde genoß.

Aus dem Durcheinander der kindlichen Berichte entnahm Duarte, daß Paula die Kleinen abzuholen versprochen und daß sie ihr ein Stück Weges entgegengehen wollten.

„Dann gehen wir zusammen," entschied der Prinz, „ich habe mit Eurer Schwester zu reden."

Die Kinder fanden die Aussicht dieser gemeinsamen Wanderung sehr vergnüglich; sie legten ihre braunen Händchen in die seinen und schritten mit ihm den Schloßberg hinab.

„Jetzt kommen wir bald ganz zu Dir, Herr Eduard," plauderten sie dabei, „wenn Paula heiratet, ziehen wir alle in das Schloß. Freust Du Dich darauf?"

„Ja, ich freue mich auf Euch, Ihr lieben Wildlinge," erwiderte er.

„Hast Du uns gern?"

„Sehr gern."

„Wir haben Dich auch lieb, beinahe so, wie Paula," versicherten sie, „aber Du mußt Paula auch lieb haben."

Er schwieg.

„O, Du hast sie gewiß gern," meinte Vincentia, „Du willst es nur nicht sagen, alle Menschen haben sie so lieb."

„Das ist begreiflich."

„Wir erzählen ihr immer von Dir, wenn wir auf dem Schlosse waren," fuhr Armgard fort.

„Und hört sie es an?" fragte Duarte.

„Ei, freilich hört sie es an; wir dürfen ihr alles sagen; — ach, und da ist sie schon."

Sie ließen seine Hände los und stürmten davon, der Schwester entgegen, die leichten Schrittes den Feldweg daherkam. Sie wechselte die Farbe, als sie des Prinzen ansichtig wurde, der mit ehrerbietigem Gruße sich ihr nahte.

„Ich war gezwungen, Euch aufzusuchen, edles Fräulein," begann er, „denn eine Bitte führt mich zu Euch, an deren Gewährung mir gelegen ist."

„Eine Bitte, Hoheit?" erwiderte sie staunend.

„Wollet sie aussprechen und der Erfüllung gewiß sein, wenn sie in meinen Kräften steht.“

„So gestattet, daß ich eine Strecke mit Euch gehe, denn um mich zu verstehen, bedarf es längerer Erklärung.“

„Es war meine Absicht, die Mutter zu besuchen, mit der ich einiges zu beraten habe,“ sagte Paula, „doch wünschet Ihr zuvor mir mitzuteilen, was ich wissen muß, können wir den Weg am Flusse entlang einschlagen.“

Er folgte der Aufforderung. Eine Erinnerung kam über ihn, die ihn für kurze Zeit verstummen machte.

„Wisset Ihr, daß wir schon einmal diesen Weg zusammen gegangen?“ sagte er. „Es war an jenem ersten Abend, als ich Euch kennen lernte und Sommer rings umher. Jetzt ist es Herbst.“

Ihre Stimme bebte leise, als sie entgegnete: „Eure Hoheit wollte mir von einer Bitte sprechen.“

„Ich vergesse sie nicht. Vergebt mir, wenn ich eine flüchtige Minute an mich und an Vergangenes dachte, das niemals wiederkehren wird und dennoch mir zu teuer ist, um es je aus meiner Erinnerung zu verlieren.“

Sie antwortete nicht. Was anderes hätte sie ihm sagen können, als daß auch sie an jenen Sommerabend oft, wie oft zurückgedacht?

Er hatte sich bereits beherrscht. In kurzen Worten setzte er sie von dem Schicksale seines Günstlings in Kenntnis, dessen Lage durch die An-

wesenheit seiner Schwester, seiner Braut noch mehr erschwert wurde.

„Mein Anliegen geht dahin," schloß er, „daß Ihr Euch der beiden Jungfrauen in erbarmender Fürsorge annähmet. Andrea, Leonhards Verlobte, ist eine Heldin gleich Euch, darum allein schon Eurer Teilnahme würdig. Sie opferte, um ihrem Geliebten die Treue zu halten, ihre Eltern, ihre Heimat und ihr sorgloses Leben, sie lud den Zorn der Ihren, die Mißbilligung der Freunde, den niedrigen Argwohn der Welt auf sich, um jenen Mann nicht zu verlassen, den ohne eigene Schuld ein furchtbares Verhängnis traf. Ein Opfer ist es, von dem Euren weit verschieden und doch an innerem Schmerze ihm gleich. Bedenket dies, Paula, und wenn die hohle Menge Andreas Thun verdammt, Euer schönes Herz wird sie begreifen, und Ihr werdet eine milde Richterin ihr sein."

Ja, sie begriff sie. Es zuckte durch ihre Brust wie eine leise Regung nie zuvor gekannten Neides, daß es der fremden Jungfrau vergönnt war, so viel, so Großes für den geliebten Mann zu vollbringen. Wohl hatte Duarte recht! Ihr Opfer war dem Andreas nur an Schmerz vergleichbar, es schloß den endlichen Lohn nicht in sich, den jene durch die Vergeltung ihrer Liebe hoffen konnte.

„Die Braut des von Euch geschätzten Offiziers wird meine Schwester sein," sagte sie tief atmend, „und für die andere Jungfrau werde ich gleichfalls Sorge tragen. Vielleicht kann ich beide heute abend

mit mir in mein kleines Haus nehmen, das immerhin verwöhnten Städterinnen noch ein wenig mehr an Bequemlichkeit bieten mag, als die Hütte Kaspar Mels'!"

Er blickte mit seinem sonnigen Lächeln in ihr Antlitz. „Hatte ich nicht Ursache, von Euch das Beste zu hoffen? Ihr handelt, wie ich es nicht anders erwartete; Dank, tausend Dank!"

„O, keinen Dank, Hoheit," wehrte sie ab, „es ist Geringes, was ich thue und nichts weiter, als der Christin Pflicht."

Die Kinder, die in der Wiese Blumen gesucht, kamen jetzt zurück. „Hier, diese Blumen haben wir gefunden," riefen sie, „Du sollst sie haben, Paula, und Herr Eduard."

Paula nahm ihnen die gebotenen Sträußchen ab; es waren Herbstzeitlose, die mit ihren violetten Blüten als der Erde letzte Gabe die Wiesen schmückten.

„Die Blumen, die Ihr fandet," sagte sie mit freundlichem Ernst, „nehme ich allein. Sie tragen Gift in sich und sind von übler Vorbedeutung, wenn man sie weiterschenkt."

„Aber wir haben keine anderen gesehen," klagte Vincentia, „und wollten Herrn Eduard doch gerne für die vielen Bilder etwas schenken."

„An meinem Strauche blühen noch zwei Rosen," tröstete Paula, „die nimmst Du morgen mit."

„Ich habe schon etwas geschenkt," sagte Armgard stolz. „Gelt, Du hast den Streifen noch von Paulas Kleid?" wandte sie sich an Duarte.

Die harmlose Frage aus dem Kindermunde fiel wie ein Blitzstrahl nieder. Paula war hocherrötend von dem Prinzen zurückgewichen, der, wie auf einem Vergehen betroffen, für den ersten Augenblick kein Wort zu finden vermochte.

Die Jungfrau nahm ihre kleinen Schwestern an die Hände. „Wir müssen eilen, in das Schloß zu kommen; es wird spät," sprach sie, so ruhig sie es vermochte.

Duarte blieb an ihrer Seite, obgleich sie ihn nicht zu gewahren schien. „Gönnt mir ein Wort nur noch und schickt die Kleinen voran," bat er, sich der italienischen Sprache bedienend, um von den Kindern nicht verstanden zu werden.

Sie fühlte, daß sie ihm die Bitte verweigern müsse; unwillkürlich zog sie die Schwestern näher an sich.

„Ein Hase, ein Hase," schrie Vincentia da plötzlich auf, „den wollen wir fangen." Fort waren sie über Stock und Stein auf das Krautfeld zu, in welchem soeben der Verfolgte entschwand.

„Ihr zürnet mir," sprach Duarte, als er sich mit Paula allein sah.

Sie schüttelte den Kopf. „Welch einen Anlaß hätte ich dazu?"

„So gesteht mir zum mindesten, daß Ihr mir das karge Erinnerungszeichen mißgönnt, das ich mir geben ließ, da ich Euch für immer verlieren soll."

„O, mein Prinz, nicht weiter," murmelte sie, „wisset Ihr, daß ich Euch nicht hören darf?"

„Ich sehe Euch heute wohl zum letzten Male

ohne Zeugen," fuhr er fort, „wenn Ihr das nächste Mal mir gegenübertretet, wird es in Eurer neuen Würde als Herrin des Schlosses sein, in welchem ich gezwungen bin, noch für ungewisse Zeit Eure Gastfreundschaft anzunehmen. Wir werden uns nicht häufiger treffen, auch wenn wir unter einem Dache weilen, denn ich werde mich mühen, Euren Weg nicht ohne zwingende Notwendigkeit zu kreuzen. Spottet mein, daß ich so feige bin, daß ich Eure Gegenwart fortan scheue, die mir doch so teuer war, um die wenigen Male, die Euch mir nahe führten, wie ein Heiligtum in meines Herzens Tiefe zu bewahren, und lasset es mich ein einziges Mal Euch sagen, ehe wir für immer scheiden: wenn uns das Schicksal unter günstigeren Verhältnissen ein Begegnen geschenkt hätte, — ich würde Euch sehr geliebt haben."

Sie schritt neben ihm gesenkten Hauptes; ihre Glieder zitterten, sowie ihr Herz unter seinen Worten erzitterte. War es ein Traum, in dem sie dies erlebte, hatte sie es wirklich vernommen, das beseligende Geständnis, das leidvolle zugleich, das elender als zuvor sie machen mußte, weil es ihr offenbarte, daß auch er litt? Sie rang nach einer Antwort, die ihm verbergen müsse, was ihr die Brust zu zersprengen drohte; nein, nein, er durfte es nicht erfahren, was ihr wie sündiger Verrat an dem zukünftigen Gatten erschien.

„Ich habe Euch erschreckt, vielleicht beleidigt," sagte er, als sie stumm blieb, „auch dieses muß ich auf mich nehmen. Fürchtet nichts von mir; ich werde

Eure Ruhe niemals trüben, doch Euch vergessen kann ich nicht. Ich werde Eurer gedenken, wie man des Friedens gedenkt, der Segen und Heilung allem spendet, was auf Erden leidet und der an uns vorübergleitet, nachdem wir seine Nähe kaum empfunden. Sagt, daß Ihr auch meiner im Gebete Euch erinnern wollt, und Ihr gebt alles mir, was ich begehre."

„Duarte!"

Der Name kam wie ein Hauch nur von ihren Lippen, doch sein bebender Klang verriet, was sie bewegte; ihre Augen sanken in die seinen, die weltvergessend an ihr hingen.

„Gebt mir die Blumen aus Eurer Hand," sagte er leise und abgebrochen.

„Nicht diese, die man unheilbringend nennt."

„Sie wurden durch Eure Berührung geheiligt und auch das Unheil nähme ich von Euch."

Er löste den Strauß aus ihrer widerstrebenden Hand und drückte seine Lippen auf diese, lange — lange.

„Darf ich den Streifen Eures Gewandes behalten, den ich von Armgard erbat?"

„Behaltet ihn," erwiderte sie stockend.

„Ich werde ihn mit den Blumen zugleich aufbewahren, den ersten und wohl auch den letzten, die ich von Euch empfing."

Das beängstigende Gefühl von vorhin kam von neuem über sie. „Lasset mich sie durch andere eintauschen; nur diese bewahret nicht."

„Seid Ihr so bange um mich und mein Heil?" fragte er weich.

Sie wandte sich ab. „Ich könnte es nicht tragen, Euch unglücklich zu wissen," stieß sie hervor.

„Ich bin es nicht, ich werde es nie sein, Paula, solange ich dies weiß," flüsterte er leidenschaftlich.

Die Kinder kamen zurückgestürmt, mit Jubel und Geschrei. „Wir haben ihn gefangen," riefen sie, auf das Häschen zeigend, das scheu zusammengeduckt in Vincentias Armen lag.

„Was wollt Ihr mit ihm beginnen?" fragte Paula.

„Wir sperren ihn in eine Kiste und spielen mit ihm."

„Gebt ihn wieder frei," sprach Paula mitleidig. „Seht, wie er sich fürchtet und ängstlich um sich schaut. Gefangenenlos ist bitter Los; Ihr wisset nicht, was es bedeutet, statt Wald und Feld vier enge Wände um sich sehen."

„Die Schwester hat, wie immer, recht," bestätigte Duarte, „der Stärkere soll seine Kraft nie an dem Schwächeren erproben. Ich schenke Euch etwas anderes dafür, wenn Ihr mich das nächste Mal besucht."

„Sie werden es auch ohne dieses Versprechen thun," sagte Paula sanft. „Nicht wahr, meine Lieblinge? Paula bittet."

Dem süßen Worte zu widerstehen war freilich unmöglich, Dom Duarte wenigstens meinte es, als er mit heißen Augen die Jungfrau betrachtete. Aber auch die Kinder widerstrebten nicht mehr; aus den geöffneten Armen Vincentias durfte das Häslein jetzt hinausspringen, um sich in eiligen Sätzen im Felde zu verlieren.

Mit den Kindern gleichzeitig gelangte man in das Schloß, wo sich Duarte von seiner Begleiterin förmlich und gemessen verabschiedete.

Herr von Guilerin befand sich in dem Zimmer der Mutter Paulas, als seine Verlobte eintrat.

Sie begrüßte die Edelfrau mit einem Handkusse, um sich dann erst zu ihrem künftigen Gatten zu wenden, dessen bewölkte Stirn ihr keinen besonders freundlichen Empfang kündete.

„Wir harren Eurer schon geraume Zeit," begann er unwirsch, „Ihr aber zoget es vor, mit dem Prinzen von Braganza zu lustwandeln, wie wir vom Fenster aus gewahren konnten."

„Dom Duarte," erwiderte die Braut kühl, „war mir mit den Kindern entgegengegangen, um eine Bitte an mich zu richten, die ich anhören mußte, denn er ist Euer Gast."

„Und worin bestand diese, wenn sie kein Geheimnis zu bleiben bestimmt ist?" forschte der Baron in scharfem Tone.

Paulas Augen flammten auf. „Seine Hoheit würde sie schwerlich geäußert haben, wenn sie Euch ein Geheimnis bleiben sollte," antwortete sie. „Er wandte sich zunächst an mich, weil sie zweien meines Geschlechtes galt, doch ob ich für die beiden Jungfrauen, die er meiner Fürsorge empfahl, thun kann, was ich möchte und was der Christin Pflicht gebietet, bleibt Eurer Gewährung anheimgestellt, ohne dessen Willen und Wissen ich nichts beginnen werde."

„Wer sind die Jungfrauen, von welchen Ihr sprecht?" fragte der Schloßherr etwas besänftigt; er unterdrückte aus Zartgefühl für seine Verlobte die frivole Äußerung, die ihm auf den Lippen schwebte.

„Es ist die Braut des Hauptmann von Koscielski und seine Schwester."

„Ah, der!“ Baron Guilerin, der seine Verbindungen allerorten besaß, war über Leonhards Schicksal unterrichtet. „Ich konnte es erwarten, daß er sich hierher zu seinem Schützer flüchten würde,“ fügte er hinzu, „daß er zwei Mädchen mit hierherschleppen mußte, war nicht von nöten. Ich glaubte, als Ihr zu sprechen begannet, sie seien Gäste Seiner Hoheit des Prinzen von Portugal und wollte bereits Einspruch dagegen erheben.“

„Baron Guilerin!“

Der offene Unwillen, der aus Paulas Zügen ihn traf, ließ ihn verstummen. Sein Ton hatte sich geändert, als er zu ihr sagte: „Ihr seid die künftige Herrin hier. Bestimmt, ob Ihr die beiden Fremden im Schlosse unterzubringen wünschet und die Befehle werden sofort erteilt.“

„Ich danke Euch,“ erwiderte die Verlobte. „Ich werde, wenn Ihr es gestattet, die Jungfrauen vorderhand zu mir nehmen, denn es liegt mir daran, ihre Absichten und Pläne für die Zukunft zu erfahren.“

„Wie Ihr wollt. Ihr müsset Euch ohnehin beeilen, wenn Ihr ihnen beistehen wollt, unseres Bleibens wird nicht lange mehr hier sein.“

Sie wußte es, und dennoch berührte sie die Erwähnung ihres baldigen Scheidens wie ein körperlicher Schmerz.

Herr von Guilerin blickte sie durchdringend an.

„Ich hoffe, es ist Euch recht, aus der Einsamkeit des Dorfes in eine größere Stadt zu kommen?“ bemerkte er.

„Ich werde Euch gehorchen in allem, was Ihr für gut befindet,“ war die Antwort.

Der Baron setzte das Gespräch nicht fort; er wandte sich an Frau von Juconer, die eine stumme Zuhörerin desselben gewesen, und traf mit ihr gemeinsam einige

Anordnungen für die Feier der nächsten Tage. Die Hörigen seiner Herrschaft, sowie alle Kinder des Dorfes sollten an dreien Tagen gespeist werden, eine Anzahl von Armen neue Kleider erhalten, ein Zugeständnis, welches er seiner Verlobten machte und das auf ihr ernstes Antlitz ein vorübergehendes Lächeln zauberte.

Man trennte sich sehr früh wieder; Herr von Guilerin bedurfte der Ruhe, Paula wollte die ihrem Schutze befohlenen Jungfrauen aufsuchen. Sie lehnte jede Begleitung ab, als sie den Heimweg antrat, nur ihre kleinen Schwestern durften mit ihr gehen. Sie störten sie in ihren Gedanken nicht, da ihr kindliches Geplauder ihr die Bilder noch lebhafter vor die Seele rief, die sie erfüllten und die zurück zu ihr kehrten, wie sehr sie sich auch mühte, sie von sich zu weisen.

Die Hütte des einstigen Schulmeisters war erreicht; der Besitzer und sein Weib begrüßten ehrerbietig die ihnen längst vertraute Wohlthäterin; dann führten sie sie in die ärmliche Stube, wo Andrea und Marcella der Entscheidung ihres Schicksals harrten.

Es bedurfte nur geringer Zeit, um ein Verständnis zwischen ihnen und dem holdseligen Gaste anzubahnen, der mit gütigen Worten sie willkommen hieß und sie einlud, die Hütte Kaspars mit dem kleinen Hause am Bergeshange zu vertauschen.

Die Aufforderung wurde ohne Zögern angenommen; der Schulmeister erhielt von Paula ein Geldgeschenk, dann begaben sich die drei Mädchen auf den Weg zu dem Häuschen, das der künftigen Schloßherrin noch für zwei Tage Heimat sein sollte.

Mit Hilfe der alten Magd wurde eines der Zimmer eilig zur Aufnahme der Gäste in Bereitschaft gesetzt und ein bescheidenes Nachtmahl hergerichtet. Andrea half ihrer Beschützerin in ihrer Thätigkeit; Marcella beschäftigte sich mit den Kindern, denen

die fremden Gäste ebenso große Neugier, wie Gefallen erweckten.

Die Schwester Leonhards hatte mit der Leichtlebigkeit ihres Naturells sich schneller in ihre veränderte Lage gefunden als Andrea, zumal jetzt, da ihr in Paulas warmherziger Güte eine Hoffnung für die Zukunft aufzugehen schien. Sie plauderte und scherzte mit den Kleinen und als Vincentia nach dem Abendessen ein Lied zu singen begann, fiel sie mit heller, klarer Stimme ein, die ihr bekannte Weise weiter führend.

Paula, die mit Andrea auf der Bank vor der Thür saß, horchte unwillkürlich auf; die Kinder verstummten nach und nach; Marcella sang das Lied zu Ende, achtlos der ungekünstelten Bewunderung, welche sie bei ihren Hörerinnen erweckte.

„Welch wohllautende Stimme Ihr besitzet,“ sprach Paula, als sie schwieg. „Ich meine, kaum jemals Lieblicheres gehört zu haben.“

„O, das will nichts bedeuten,“ entgegnete Marcella, „wir Böhmen singen alle; das ist uns angeboren.“

„Ich habe mich auch zuweilen darin versucht,“ fuhr Paula fort, „doch war es nicht möglich, hier auf dem Dorfe eine Unterweisung zu erhalten, so wenig, wie ich dazu gelangte, mich auf der Laute zu üben, die mir mein Vater kurz vor seinem Tode schenkte.“

Marcellas Augen blitzten auf. „Habt Ihr eine Laute?“ fragte sie rasch.

„Drinnen in der Kammer hängt sie,“ war die Antwort, „ich werde sie Euch holen, daß Ihr sie erprobt.“

Sie ging in das Haus, um wenige Sekunden später der erfreuten Marcella das sichtlich unbenutzte Instrument in den Schoß zu legen, das diese sofort zu prüfen und zu stimmen begann

Das hinterlassene Kind der Böhmersleute besaß

die musikalische Fähigkeit ihres Volkes; bald klangen unter ihren zierlichen Händen die Saiten in fröhlichen und ernsten Weisen und ihre glockenreine Stimme sang dazu. Paula lauschte mit erhöhter Anteilnahme.

„Wer hat Euch so prächtig singen gelehrt?“ fragte sie.

Marcella zögerte. „Mein Vater und meine Mutter, die beide wohlgeübt darin waren,“ sagte sie endlich gedrückt. Der Sonnenschein aus ihren Zügen war verschwunden.

Paula bereute ihre Frage sofort; liebkosend erfaßte sie die Hand der Verwaisten.

„Ihr müsset meine Lehrmeisterin werden,“ sprach sie gütig. „Längst war es mein Wunsch, das Singen zu erlernen und er wird mir erfüllt, da ich Euch fand.“

Marcella bekämpfte die Thränen, die ihr bei der Erinnerung an die Eltern gekommen. „Lasset mich Eure Dienerin werden, edles Fräulein,“ erwiderte sie, „wenn Ihr vermählt seid. Ich will Euch in Gehorsam und Treue unterthan sein.“

„Nicht meine Dienerin, Marcella, mögt Ihr werden,“ sagte Paula sanften Tones, „doch wird Eure Gegenwart im Schlosse mir lieb und erfreuend sein. Die Stunden werden mir zuweilen lang erscheinen in meinem neuen Heim, denn der Gesundheitszustand meines künftigen Gemahls wird mich fast beständig an das Haus fesseln. So nehme ich gern Euer Erbieten an, bei mir bleiben zu wollen; Ihr werdet Eure holde Kunst mir mitteilen und für Eure übrige Zeit wird eine Thätigkeit sich finden, die Euren Neigungen und Eurem Können entspricht.“

„Ich möchte nur Euch recht viel dienen, weiter nichts,“ rief Marcella mit dem Feuer ihres leicht erregten Herzens.

Paula lächelte. „Ihr sollt es auch und es wird in meiner Stellung als Schloßfrau an Arbeit

nicht fehlen, bei der ich eines Beistandes bedarf. Natürlich hängt es von der Gewährung Herrn von Guilerins ab, welchen Platz ich Euch in meinem Hause anweisen kann. — Möchte ich doch auch Euch, Andrea, ein Obdach dort bieten dürfen!"

Andreas Brust hob ein Seufzer. „Ihr seid gütig und erbarmend, edles Fräulein; wie dürfte ich anders, als mit hohem Danke solch Erbieten annehmen? Doch Ihr verlasset Leipheim, wie Ihr auf dem Wege sagtet, in geringer Zeit, und mein eigen Los ist schwankend, ungewiß, wie das der Blätter am Baume, die jeder Windhauch verwehen kann."

„Seid getrost! Euer Schicksal ruht in sicheren Händen; Euer Verlobter besitzt einen großmütigen Schützer, der ihn nie verlassen wird."

„Ihr meint den edlen Prinzen von Braganza, der ihn auch hierherrief?"

„Ja, den meine ich," antwortete Paula, ihr Antlitz zu Armgard neigend, um ihr Erröten zu verbergen.

„Der Prinz ist groß und gut, wie Ihr es seid," sprach Andrea, „und ich bin gewiß, er wird für Leonhards Zukunft Sorge tragen, doch ist es nicht dies allein, was mir das Herz schwer macht."

„Und was ist es sonst, Andrea? Wollt Ihr es mir nicht anvertrauen, daß ich auf Abhilfe zu sinnen vermag?"

Die Augen der Jungfrau verschleierten sich. „Wir sind als Brautleute aus unserer Heimatstadt gegangen; wir werden es auf ungewisse Zeit noch bleiben müssen, und geht der Prinz fort, wird Leonhard ihn begleiten. Was aber wird aus mir?"

„Ich begreife Eure Sorge, aber ich hoffe, sie ist nicht von nöten; Ihr werdet mit ihm gehen als sein Weib."

„Ich hoffte dies mit leichterer Mühe zu werden,

als es sich in der Thal erwies. Die Priester, die wir darum angingen, weigerten sich, uns zu verbinden."

„Wir werden Rat schaffen, daß es hier in Bälde geschehe; Dom Duarte sprach bereits davon. Ihr habt recht, ohne Leonhard Koscielskis rechtmäßige Gattin zu sein, könnt Ihr ihn auf seinen Zügen nicht weiter begleiten. Doch werfet von Euch, was Euch bekümmert, Ihr seid in Freundeshaus. Der Gott, der Euch bis zu uns führte, verläßt Euch auf Eurem dornigen Pfade nicht."

Andrea drückte bewegt die ihr dargebotene Hand. „Ihr erbarmender Engel! Womit erwarb ich mir Eure Gunst und Güte in so reichem Maße, ich, die Fremde, die Verstoßene?"

Womit? Paula wagte sich die Antwort nicht zu geben. Sie fühlte, daß es nicht das Mitleid mit ihr allein war, das sie alles daran setzen ließ, ihr Los zu erleichtern.

„Ihr seid des Beistandes, des Trostes bedürftig," sprach sie. „Ein Mann, für den ich hohe Achtung hege, bat bei mir für Euch. Ist Euch dies nicht genug, in mir Eure Freundin zu erblicken?"

Der Arm Andreas legte sich um sie. „Es genügt mir, Euch von ganzem Herzen zu lieben, Euch dankbar zu sein, so lange ich atme."

Ende des ersten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).